

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Band: 10 (1935)
Heft: 1

Artikel: Volkssagen aus dem Fricktal. 1, alte Landschaft Rheintal
Autor: Fricker, Traugott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Volksfagen aus dem Sricdtal

Alte Landschaft Rheintal

Herausgegeben und bearbeitet von
Traugott Fricker

I

1935

Sricdtalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde und Heimatschutz.

Zum Geleit.

Wenn der Herausgeber vor Jahren an die Aufgabe herantrat, eine Sagensammlung des Fricktals zu schaffen, waren es in der Hauptsache die folgenden Punkte, die ihn dazu bewogen: Es sollte einmal eine Zusammenfassung des, in verschiedenen Sammlungen zerstreut liegenden Materials geboten werden, um es jedermann zu ermöglichen, das Sagengut seiner engeren Heimat beisammen zu sehen. Dann galt es, das bereits Bestehende zu sichten und durch Neuaufnahmen in den einzelnen Gemeinden zu prüfen und zu ergänzen. Dadurch kann ein Stück mehr zum Verständnis eines Volksteiles geboten werden, dessen Geschichte bis vor 130 Jahren eigene Wege ging.

Einem, vor 2 Jahren, an die Lehrerschaft der beiden Bezirke Rheinfelden und Laufenburg gerichteten Schreiben wurde bereitwilligst Folge geleistet und es kamen von vielen Gemeinden reiche Beiträge. Ich möchte an dieser Stelle meinen Kollegen für ihre freundliche Mitarbeit recht herzlich danken. Ebenso meinen besten Dank den lieben Schülern aus allen Gemeinden, die Beiträge beigesteuert haben. Für die Jugend soll ja diese Sammlung in erster Linie sein. Sie hat es zu allen Zeiten am besten verstanden, am klarfließenden Sagenborn zu trinken.

Von früheren Sammlungen wurden benützt: Rochholz, Schweizer sagen aus dem Aargau, Aarau 1856, 2. Bd.; Birrcher, Programm der Bezirksschule Laufenburg, Aarau 1859; Stocker, Rauracia, Frick, 1859 und 1860; Jegge, Heimatkunde der Gemeinde Eiken, Frick 1859, Büchli, Schweizer sagen, Aarau.

Die Sammlung erscheint in 3 Hefen, wovon das 1. Heft die alte Landschaft Rheintal (linksufrig), das 2. die Landschaft Fricktal und das 3. Rheinfelden und Landschaft Möhlinbach umfaßt.

Die Einteilung erfolgte nach Gemeinden und nicht nach Sachgebieten, dem besonderen Charakter der Sammlung entsprechend, die dem gemeinen Manne Heimatgut bieten will. Eine Uebersicht am Schlusse wird hier ergänzend eingreifen. Möge die Arbeit mit-helfen, die Heimatliebe und die Treue zur Scholle in unserem Volke zu festigen, dann ist ihr Zweck erfüllt.

K a i s e n, im August 1935.

Traugott F r i c k e r

Zeichenerklärung:

R. 1/216 = Hochholz, I. Band, Seite 216.

Bi. 35 = Bircher, Seite 35.

J. 35 = Jегge, Seite 35 (im 2. Heft).

F. X. W. = F. X. Wagner, Laufenburg.

Sagen ohne Zeichen sind noch nirgends veröffentlicht.

Laufenburg

1. Schloßjungfrau auf der Habsburg.

Dem Wanderer, der von einer der nahen Jurahöhen die schöne Lage Laufenburgs bewundert, springt, gleichsam als Wahrzeichen der alten Waldstadt, ein mächtiger, vierkantiger Turm in die Augen, der, aus Gesträuch und Bäumen, grau und hart in die Landschaft trozt. Es ist der Bergfried der alten Habsburg. Sein Haupt ist gebrochen und öde gähnen schwarze Luken aus dem Gemäuer. Doch unter schattigen Bäumen führen wohlbekieste Fußwege, auf denen sich an heitern Tagen Kinder und Erwachsene gern tummeln und an den schönen Sommertagen flattert, statt des hochfeudalen habsburgischen Löwen, von seiner Zinne stolz das Wahrzeichen eines freien Volkes, das weiße Kreuz im roten Feld.

An diesen Mauern klebt Geschichte und um die gebrochenen Trümmer flüstert die Sage. Sie verkünden die Tragik eines längst untergegangenen Geschlechtes. Wohl ist der Turm zerprellt, die Kemenate dem Erdboden gleich gemacht, aber noch immer haben nicht alle Seelen der früheren Bewohner ihre ewige Ruhe gefunden.

In dunklen Fronfastennächten, wenn der Nachtwind raunend durch die Blätter streicht und alle Wege verlassen träumen, erscheint oben auf dem Rande des Felsens eine Jungfrau. Unbeweglich blickt sie auf den Rhein hinunter, in der Hand hält sie, traurig lächelnd, einen mit rotem Wein gefüllten Stauf. Wer sie erlösen will, muß ihn dreimal kredenzen und dreimal verwandelt sie sich in fürchterliche Gestalt. Bis heute hat aber das Erlösungswerk noch keiner gewagt, so hat auch noch niemand den Schatz gehoben, der schon jahrhundertlang in der Tiefe des Berges vergessen schlummert.

Vergleiche auch R. 1/261

2. Der Schloßgeist von Laufenburg.

Was einem in den drei Nächten von Karfreitag träumt, das erfüllt sich, nach dem Volksglauben. So träumte vor vielen Jahren einst eine arme Frau zu Laufenburg, daß sie auf der Ruine Habsburg, am nächsten Freitag, mittags zwölf Uhr, einen großen Schatz heben könne. Und da der Traum sich drei Mal wiederholte, so glaubte sie schließlich selbst an die Möglichkeit und machte sich am

besagten Tag auf den Weg zum einsamen Schloßthurm. Wie der erste Mittagsschlag von der benachbarten Kirche klingt, durchbebt ein leises Schüttern die Erde und vor ihren Augen steigt langsam ein großer rußiger Topf aus dem Boden und oben darauf sitzt eine große schwarze Kaze mit Feueraugen, wie Pflugräder so groß. Mit einem Sprung setzt sie sich auf die Erde und funkelt mit den Augen. Sofort nähert sich die Frau dem Topfe und hebt den schweren Deckel ab. Doch enttäuscht schlägt sie ihn wieder zu, er ist mit Glasscherben gefüllt. Fauchend und krachend versinken Kaze und Topf in dem Augenblick wieder in der Erde und die Frau kehrt verdrießlich und nachdenklich heim.

Wie sie andern Tags einem Kapuziner, aus dem Klösterlein vor dem Tore, begegnet, und ihm den Vorfall erzählt, macht ihr der ernstlich Vorwürfe. Wäre sie nicht so zweifelsüchtig gewesen und hätte den Topf mit nach Hause getragen, so würden sich die Scherben in eitel Gold verwandelt haben.

Jene schwarze Kaze war der Schloßgeist der Habsburg. Heute zeigt er sich nicht mehr, doch hat er noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Zeichen von sich gegeben. In früheren Zeiten wurde von den Grafen von Habsburg-Laufenburg ein Jahrzeit in der Laufenburger Stadtkirche gestiftet, alle Jahre sollte für sie eine Seelenmesse gelesen werden. Als dies nach und nach in Vergessenheit kam, hörte man nachts in der Ruine häufig ein heftiges Schnauben und Stöhnen. Seither liest man die gestiftete Messe wieder, wie es sich gebührt.

Vergleiche auch R. II/53

3. Weiße Jungfrau am Wasenbrunnen.

In alten Zeiten, als noch der Rhein mit ungefesselter Kraft durch den Laufem tobte, floß das Leben in dem mauerumringten Städtchen viel ruhiger als heute. Wenn nachts die letzte Schenkthüre zuschlug und des Nachtwächters schwerer Schritt durch die Gassen verhallt war, senkte sich tiefe Stille über die Dächer. Nur die mächtigen Brunnen auf den Plätzen und in den Ecken der Stadt murmelten einsam und aus der Tiefe rauschte der Laufem. In hellen Nächten, wenn der Mond die Firste blaß erhellte und Silberfäden in das plätschernde Wasser wob, erschien beim Wasenbrunnen droben am Tor eine weiße Jungfrau. Deutlich sah man sie auf dem Troge sitzen. In goldenen Wellen fluteten die aufgelösten Haare

über ihre blanken Schultern. Vor ihr stand eine Schüssel und mit einem goldenen Kamm fuhr sie durch die Locken und flocht zwei lange Zöpfe. Niemand wagte, sie in ihrem Mädchengeschäft zu stören. Schweigend erhob sie sich nach kurzer Zeit und ging, das Haupt leicht gesenkt, mit wiegenden Schritten gaßabwärts und verschwand in den brausenden Fluten des Rheines.

Bisweilen, bei trübem Wetter, erblickte man sie auch auf den Schüttsteinen der Häuser, gegen den Rhein. Sinnend sitzt sie dort und sieht in das Spiel der Wellen. Auf ihrem Gesicht liegt der Ausdruck unfäglicher Trauer. Was sie da will, weiß niemand zu sagen. Vielleicht trauert sie um den Verlust der goldenen Glocke, die noch unten im Rheine liegt und mit leisem Klingen die Menschen mahnt an längst entschwundenes Glück und vergangene Herrlichkeit.

Vergleiche Bi. S. 58

Laufensagen

4. Der schwarze Fischer.

Wenn in der heiligen Nacht die Weihnachtskerzen ihren Schimmer auf die jagenden Fluten werfen und die Glocken der beiden Stadtkirchen harmonisch zusammenklingend die frohe Botschaft verkünden, kommt langsam ein dunkler Kahn die Strommitte heruntergeglitten. Im Buge steht aufrecht eine mächtige Gestalt. Ein breitkrämpiger Fischerhut deckt den Kopf und ein langer schwarzer Mantel umflattert den Leib. Geräuschlos zieht er unter der Brücke durch, kein Ruderschlag ist zu vernehmen. Jetzt meinst du, er fahre in den Laufen hinein, doch wie die Erscheinung zum Hügen kommt, sind Kahn und Fischer verschwunden.

Auch bei R. II/319

5. Das Wäldermaitli.

Eine Stelle im Laufen, wo die Wasser am ärgsten tobten, hieß früher das „Gewild“. Aus diesem Strudel hörten Fischer, die nachts einsam dem Salmenfang oblagen, oft ein Jammern, wie das Wimmern eines Kindes, oft das Singen und Pfeifen eines übermütigen Mädchens. In manchen Nächten erschien über dem Wasser eine Mädchengestalt, mit Schühut und Puffärmelhemd, daher nannte man sie das Wäldermaitli. Wenn sie ihre weiße Schürze schwang, sahen die Fischer darin eine zuverlässige Warnung über bevorstehende Gefahr und verließen eiligst die Ufer. Die Erscheinung soll

der ruhelose Geist einer Kindsmörderin sein, die in der Verzweiflung ihr Kind hier in die Flut schleuderte. Der Strudel hieß daher früher das Frauenloch.

Auch bei R. II/319

6. Laufener Feuermann.

Eines Abends, beim Einnachten, wollte der Säckinger Fischer Josef Zimmermann mit seinem Weidling vom rechten Rheinufer aus heimfahren. Da bemerkte er drüben beim Schöffigen, da, wo heute das Kraftwerk steht, einen Brünflig, der ihm ständig winkte. Ohne lange zu wählen, schickte er sich in das saure Geschäft, fuhr hin und nahm den unbequemen Gast ins Schiff und ruderte ihn ans jenseitige Ufer. Hier entstieg der Loderer funkensprühend dem Fahrzeug und bot dem Fischer die Rechte zum Abschied. Doch dieser, im Umgang mit solchen Gesellen gewandt, hielt ihm kaltblütig die Schalte hin und augenblicklich waren alle fünf Finger hineingesengt. Auch in der Schnauze des Schiffes, wo er gefessen, hatte er den Abdruck seines Sitzleders dankbarlich zurückgelassen.

Auch bei R. I/49

7. Fischer Hirt.

Einst bei Hochwasser, ländete ein alter Fischer, bis nachts um 12 Uhr, Holz drunten am Laufener. Auf einmal erschien hinter ihm ein alter Mann, mit zerrissenen Hosen und Schuhen, in einem alten weiten Hut. Auf die Frage, wer er sei, gab er keine Antwort, sondern stellte sich stumm hinter den alten Flößer. Nun erkannte ihn dieser, es war der alte Fischer Hirt. Er fragte ihn, ob er am Hügen Salmen fangen wolle, aber wieder gab der Gefragte keine Antwort, sondern kehrte sich und lief schweigend fort. Eben wandelte den greisen Flößer eine innere Angst und Furcht an, da kam ein Schiff den Rhein hinunter und wie er hinsah, stand darin jener alte Salmenfänger. Die Wogen schleuderten den Weidling mit Wucht in die Totenwaag hinein. Vergebens warf der Flößer seinen Haken nach dem Schiff. Der Boden schien sich plötzlich zu teilen und über ihm schlugen schäumend die Wogen das Schifflein in Stücke.

Die Totenwaag war eine Stelle des Laufens, wo alle, die die Stromschnelle verschlungen, als Leichen wieder zum Vorschein kamen. Die Sage weiß zu erzählen, daß die Toten hier so lange herumgewirbelt wurden, bis sie ihre Sünden abgebüßt hatten.

Bi. II/23

8. Die Flucht von der Burg Ostringen.

Wo heute auf badischer Seite ein mächtiger Adler seine Schwingen schützend über das Denkmal deutscher Gefallener des Weltkrieges hält, stand früher, auf steilem Felskegel, die Burg Ostringen. Wann sie zerstört wurde, weiß die Geschichte nicht zu berichten. Beim Bau der rechtsrheinischen Bahn wurde ein Teil des Hügels abgetragen. Zierlich rauscht noch heute an seiner Seite das weiße Gädler des Mühlebaches über die Narben des Gesteines herunter. In dieser Zwingburg wurden im 13. Jahrhundert, nach dem Ueberfall Bruggs durch den Mordbrenner Thomas von Falkenstein, die vornehmen Bürger dieser Stadt ins Gewahrsam gebracht. Hier entsprang, nach der Sage, der tollkühne Bürgi Küfer. Er ließ sich auf eine Holunderstaude herab, die in den Felsenrißen wucherte und warf sich von da mit dem Mute der Verzweiflung in den Strom. Es gelang ihm, das andere Ufer zu erreichen und von dort eilte er nach seiner Vaterstadt, um den Angehörigen den Aufenthalt der Gefangenen zu melden.

Verf. Quellen

9. Der Laufengeiger.

Vor vielen Jahren lebte in Laufenburg der Geiger Johannes Feldmann. Er war vom Schwarzwald hergekommen und da seine Töne gar bald das Herz der Margareta Straubhar bewegten, warb er um ihre Hand, und erhielt sie, und damit den Titel eines Stadthintersassen. Jetzt sollte er auch des neuen Amtes walten, das ihm damit offen geworden war, nämlich, er hatte beim Hochamt in der Kirche den Tusch zu blasen und die Orgel zu schlagen. Allein, ehe er die neue Geige stimmte, machte er, wie man erzählt, lieber noch einen Tanz auf der alten, und so fand Feldmann immer noch den Weg zur Kirchweih leichter als zur Kirche.

Einmal wäre ihm dies beinahe übel bekommen. Als er spät nach Mitternacht von einem Nachbardorfe heimkehrte, stieß er im Walde auf eine Gesellschaft vornehmer Damen und Herren, die schmausend und zechend an einer gedeckten Tafel saßen. Sie nötigten den Geiger, ihnen eins aufzuspielen. Obwohl dieser das Begehren von so hochadeligen Leuten und an einem so unschicklichen Ort, höchst unziemlich fand, wagte er doch nicht, die Bitte abzuschlagen und so geigte er stundenlang drauflos. Endlich war er müde und wollte heim ins Bett, jedoch die Gesellschaft hatte sich noch nicht

satt getanzt und verlangte einen neuen Walzer. Er mußte abermals gehorchen, aber pfiffig, wie ein Musikant allzeit ist, stimmte er jetzt den Englischen Gruß an. Im gleichen Augenblick schnurrte die ganze gepuderte Gesellschaft unter lautem Zorneschrei in die Luft und Feldmann fand sich, statt an vollbesetzter Tafel, unter dem Galgen auf dem Kaiserfeld. Als er zu Hause den Grund seines langen Ausbleibens angeben sollte und von der Geschichte zu plaudern anfang, entlief ihm sein Weib und war um kein Gut der Welt mehr zu ihm zu bringen.

Einige Zeit später spielte er bei einer Hochzeit in Eßgen zum Tanze auf. Es war eben Pfingsten und es gab Wein mehr als genug. In später Nachtstunde machte sich der Geiger, mit schwerem Kopf und müden Beinen, auf den Heimweg. Als er an den Rhein hinunter kam, schwankte dort ein leichter Weidling am Ufer. Das schien dem späten Wanderer eine willkommene Gelegenheit, den langen Heimweg zu kürzen. Rasch entschlossen löste er die Kette und schwang sich hinein. Der Kahn trieb langsam der Mitte zu. Bald tat auch der Markgräfler seine Wirkung, Feldmann nickte ein und entschlief. Der Kahn glitt gerade bei Stadenhausen vorbei, als der Geiger erwachte und es geraten fand, alsbald zu landen. Aber mit Schrecken bemerkte er, daß der Kahn ohne Ruder war. Nichts lag darin als seine Geige. Zudem war gerade Pfingsten, die Zeit, wo der Rhein die größte Wassermasse führte und der Saufen am ärgsten tobte. Was half da alles Nachdenken. Pfeilgeschwind und mitten im Zuge schoß jetzt der Weidling auf die Brücke zu. Ueberall war es finster, keine Seele am Ufer, kein einziges Licht in all den Fenstern gegen den Fluß. Erbärmlich schrie er um Hilfe, aber wer hätte ihn hören können. Nur droben im hochgebauten Pfarrhaus war der greise Pfarrer Gretler noch wach. Er glaubte drunten auf dem Rhein eine händeringende Gestalt zu erblicken und ahnte ein Unglück; und da hier keine Rettung mehr möglich war, so betete er für den Unbekannten, empfahl ihn der Barmherzigkeit Gottes und erteilte ihm von Herzen die priesterliche Absolution.

Jetzt stieß drunten der Weidling ans steinerne Brückenjoch und ward in zwei Teile zerschellt; auf dem einen hielt sich Feldmann halb bewußtlos und fort gings, hinunter in den Saufen. Gerade neben der großen Hauptwelle vorbei, vorbei an der Scharfen Eck, fuhr er bei der Totenwaag an und wurde unverseht ausgeworfen. Als die Betäubung wich, lag der Geiger neben dem halben Weidling und der Geige auf dem Gestein. An den aufgehäuften Floß-

bäumen erkannte er, wo er sich befand, jetzt war er daheim und nüchtern auch. Er nahm seine Geige und stieg über die Balken aufwärts bis zu des Sulzers Waag. Im „Wilden Mann“ klopfte er die Wirtsleute heraus, erzählte ihnen seine Geschichte und trank eine halbe Maß Wein dazu. Dieses Erlebnis hat ihm den Namen „Laufengeiger“ eingetragen. Jedesmal, wenn er später wieder einmal zu tief ins Glas guckte, neckten ihn die Leute: Nicht wahr, Laufengeigerlein, aufspielen ist keine Kunst, aber aufhören.

Volksmund, F. X. W., N. II/319

10. Der Schwertlimann.

Von seiner ehemaligen Befestigung hat Laufenburg heute noch ein Stück der Ringmauer und zwei Türme, den breiten, massigen Wasenturm und den schlanken Schwertlisturm. Der letztere verdankt seinen Namen einer Windfahne, die sich auf seiner Spitze dreht und einen Landsknecht mit gezücktem Schwert darstellt. Man gibt dieser kriegerischen Zier folgenden Ursprung:

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde Laufenburg von den Schweden belagert. Zelt an Zelt reihte sich vor den Mauern. Rings erzitterte die Luft vom Gebrüll der Kanonen, vom Rasseln der Sturmleitern. Doch gelang es dem Feinde nicht, in die Stadt zu kommen. Noch bevor man den entscheidenden Sturm wagen konnte, brach im Lager ein Tumult aus, bei welchem dem Schwedenkönig das Haupt abgeschlagen wurde. Hierauf hoben die Schweden die Belagerung schleunigst auf und zogen aus der Gegend. Die Laufenburger aber, ließen zur Erinnerung jenen Mann errichten. Dieser ward im Anfang ohne Kopf dargestellt. Als aber der Spott der Nachbarorte Lust zeigte, daraus ein Stadtwahrzeichen zu machen und Schlüsse zu ziehen auf die Einwohner, ließ der hohe Magistrat die Figur abnehmen und mit einem Haupte versehen und seither dreht sie sich wieder lustig nach allen Winden.

N. II/375

11. Die Bluttat von Laufenburg.

Die Sage gibt dem Krieger auf dem Schwertlisturm auch noch einen anderen Ursprung:

Nach längerer Belagerung fiel auch das stark befestigte Laufenburg in die Hand der Schweden und blieb darin volle 14 Jahre.

Während dieser Zeit hatte es jede Woche hundert Taler an die schwedische Kriegskasse zu entrichten. Der Herzog von Weimar setzte diese Abgabe schließlich auf hundert Gulden herab, als er den erschöpften Zustand der Stadt sah. In der Schlacht bei Rheinfelden hatte er 4 kaiserliche Generale gefangen genommen und hierher bringen lassen. Unter ihnen war der römische Duca Savelli oder Savello. Man sperrte ihn aufs Rathhaus in ein anständiges Gemach und stellte ihm Tag und Nacht einen schwedischen Feldweibel ins Zimmer und eine Wache vor die Türe. Gleichwohl gelang es dem schlauen Welschen, zu entweichen. Er konnte nämlich eine Wäscherin, Witwe Nüßlin, für seine Pläne gewinnen und jedesmal, wenn die Frau ein Bündel Weißzeug abholte oder brachte, war immer ein Zettelchen darin an den Gefangenen oder dessen verborgene Helfershelfer. Während der Fastnacht, die in Laufenburg von jeher mit großem Pomp gefeiert wurde, gab der Fürst zu Ehren der schwedischen Offiziere eine großes Gastmahl. Man zechte bis tief in die Nacht hinein und allen Gästen setzte der starke Wein ordentlich zu. Als die Geladenen sich zurückzogen, wußte Savelli den Feldweibel zu bereden, das Zimmer auf einen Augenblick zu verlassen und den aus dem Hause Gehenden die Honneurs zu machen. Kaum war der Schwede draußen, so verriegelte der Fürst von innen die Türe. Es war die zur Flucht verabredete Nacht. Savelli öffnete das Fenster und ließ sich an einem Strick, den die Frau Nüßlin ihm am Tag zuvor in einem Kuchen versteckt gebracht hatte, über das Dordach des Rathhauses hinunter und landete sanft auf einem sich darunter befindlichen Miststock. Die Nüßlin, die hier seiner wartete, zog ihn sogleich in das nächste Bürgerhaus und führte ihn von hier über eine bereitstehende Leiter zum Rheine hinab. Bald hatten die beiden die Felsen am Rheinufer überschritten und schlichen in höchster Stille dem Siechenhaus zu, das sich unterhalb der Stadt, beim heutigen Kraftwerk, befand. Da warteten schon die Pferde, auf denen Savelli samt seiner Wäscherin über die gebirgige Waldgegend von Hettenschwil bis gegen Leuggern ritt. Hier fanden sie ein Schiff zur Ueberfahrt und kaum waren sie im Strome, so erschienen auch schon die schwedischen Reiter hinter ihnen und schossen ihre Pistolen ab, ohne Schaden: Savelli entkam im Dunkel der Nacht glücklich. Er quittierte die kaiserlichen Dienste und ging später nach Rom.

Die Flucht Savellis kam aber das Städtchen Laufenburg teuer zu stehen. Kaum war Savellis Flucht bekannt, so wurden alle

Häuser untersucht und jeder Einwohner, vom Schultheißen bis zum kleinsten Kinde in die Pfarrkirche genötigt. Hier hielt man sie unter der Drohung eingesperrt, man werde ihnen die Kirche über dem Kopfe anzünden, wenn sie nicht bald ein offenesherziges Geständnis ablegten. Kurze Zeit darauf drang ein Kommando Soldaten herein, band den Stadtpfarrer Andreas Wunderlin und den Kaplan Ulrich Zeller und führte beide ins nahe gelegene Schulhaus zum Verhör. Man hatte beobachtet, daß die Witwe Nüßlin kurz vor der Flucht noch zur Beichte und Kommunion gegangen war, und gerade über diesen Punkt sollten nun die Geistlichen Auskunft geben. Da die Folterwerkzeuge nicht schnell genug aufgefunden werden konnten, brachte man die beiden Männer ins sogenannte Beinhäuschen und setzte sie dort auf eine gewöhnliche Hechel und inquirierte sie so scharf, daß man ihr Geschrei bis in die Kirche herüber vernahm. Sie gestanden jedoch nichts, entweder weil sie nicht konnten, oder weil sie das Beichtgeheimnis nicht brechen wollten. Herzog Bernhard von Weimar verurteilte beide zum Tode, und mit ihnen den schwedischen Feldweibel, der seinen Posten verlassen hatte. Der 3. März 1638, damals ein Tag der Karwoche, war zur Exekution ausersehen. Graf Johann von Nassau, und der Berner Patrizier Erlach, der damals als General bei den Schweden diente, hatten den Spruch des Standgerichtes zu vollziehen.

Frühmorgens wurden auf dem Marktplatz drei Bännen Sand abgeladen, für jeden der drei Unglücklichen eine. Der Schwedenfeldweibel kam zuerst ans Schwert. Als man die beiden Priester durch die Reihen der ausgerückten Garnison herbeibrachte, schien der hochbetagte Wunderlin kraftlos zu werden und schwankte. „Es ist nur um eine Hand voll Blut zu tun, dann haben wir den Himmel erstritten“, rief ihm sein junger Kaplan zu. Dieses Wort richtete den Stadtpfarrer wieder auf. Standhaft erlitt einer nach dem andern den Tod. Der von den Schweden vorsorglich aufgeführte Sand konnte nicht hindern, daß Blut auf den Marktplatz spritzte und jahrelang sah man noch die Spuren davon, erst eine neue Umpflasterung hat sie zum Verschwinden gebracht. Bis auf den heutigen Tag aber ist die Erinnerung an die furchtbare Tat im Gedächtnis des Volkes haften geblieben. Der Mann ohne Kopf auf dem Schwertlisturm soll an den enthaupteten schwedischen Feldweibel erinnern.

Vergleiche auch R. II/375

12. Ursprung des Laufener Narrogewandes

Seit alten Zeiten wurde die Fastnacht in den vier Waldstädten am Rhein mit besonderer Fröhlichkeit gefeiert; am tollsten wohl in Laufenburg, der Stadt der Fischer und Flößer. Diese Bräuche haben sich bis heute erhalten. Den Höhepunkt bildet heute noch das Narrolaufen am Fastnachtsdienstag. Vermummte Gestalten, mit greulichen Holzlarven vor dem Gesicht, in Kleidern, geschmückt mit aufgenähten Tuchstücken, sog. Bleßli, durchziehen die Gassen. In den Händen tragen sie derbe Knüttel und auf dem Rücken baumeln mächtige Säcke, aus denen sie Äpfel und Nüsse unter die ihnen zu hunderten folgenden Kinderscharen werfen. Es ist dies die Zunft der Narronen, die frühere Fischerzunft. Von Zeit zu Zeit ertönt der alte Narrenkanon:

Es hoche drei Narre
uf s' Hanselis Chare.
Wie lache die Narre,
Narri — — — Narro!

Und wieder hagelt es Nüsse über die Scharen und die Kinder springen, wie Fische aus der Flut, darnach. Ein alter Volksbrauch hat sich hier in seiner derben Lustigkeit erhalten. Woher stammt nun aber das seltsame Gewand der Narronen?

Die Sage berichtet darüber folgendes: Zur Zeit, als die Herzoge von Oesterreich im Kampfe mit den Bauern am Vierwaldstättersee lagen, hatten sich die Laufener durch ihre Treue und Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, besondere Verdienste erworben. Zum Dank gestattete ihnen der Herzog Leopold einen besonderen Wunsch. Nach langer Beratung traten die Laufener mit der bescheidenen Bitte vor den Herzog, er möge ihnen ein Ehrenkleid gewähren, das sie von allen andern Städten unterscheide. Leopold gewährte die Bitte und überließ die Ausführung dem Kunstsinne seiner Gemahlin und ihrer Frauen, die gerade auf dem Stein zu Baden weilten. Nach einiger Zeit brachte ein Bote eine verschlossene Schachtel nach Laufenburg und als sie der Bürgermeister, im Beisein der Stadtväter, öffnete, war darin, wohl eingepackt ein Kleid aus hundert Blezen“ zusammengesetzt, das Ehrenkleid der Stadt. In der Folge wurde es dann zum Gewande des Narronen.

Volksmund, A. Jooß.

13. Larve rettet das Leben.

Einst, zur Fastnachtszeit, ritt der trinkfeste Graf Hänslin von Habsburg-Laufenburg, im Gewande des Narren, die Holzlarve vor dem Gesicht, hoch zu Roß über die Brücke zu Laufenburg, um an einem Fastnachtsanlaß, in der minderen Stadt, teilzunehmen. Mitten auf der Brücke wurde der Hengst plötzlich scheu, bäumte sich auf und warf den Ritter ab. Dieser flog gegen den Rhein und wäre beinahe in den Fluß gestürzt. Glücklicherweise aber schlug er mit dem Kinn an das Geländer und konnte sich dort anklammern. So kam er mit einigen leichten Schürfungen davon, die Larve aber zeigte im Kinn einen tiefen Riß. Sie hatte ihm das Leben gerettet. Sie vererbte sich durch viele Generationen und wird heute noch, von einem alten Bürgergeschlecht, mit Stolz an der Fastnacht getragen.

14. Die beiden Lebenslichter.

In Laufenburg lag einst eine alte Frau im Sterben. Als ihr Ende kam, sah man auf ihrem Nachttischchen plötzlich zwei schöne Lichtlein aufleuchten. Nachdem sie eine Zeitlang brannten, verlöschte das eine und bald darauf auch das andere. In demselben Momente schloß auch die sterbende Frau die Augen für immer. Als man nun ihre, im Schwabenlande wohnende, Schwester benachrichtigen wollte, begegneten sich die Boten unterwegs. Die Schwester war in dem Moment gestorben, als das erste Lebenslicht erlosch. Nach R. I/37

15. Hexentanz im Blauen.

In der Gemarkung von Laufenburg, unterhalb des Kaisterkopfes, liegt ein Wiesengelände, das den Flurnamen „im Blauen“ trägt. Vor Jahrhunderten stand dort, als im Fricktal noch die Eisenindustrie blühte, ein Hochofen, „Blaihen“ genannt, daher der Name. Dieses nachts verlassene Gebiet haben sich die Hexen für ihre Zusammenkünfte erwählt. In dunklen Nächten führen sie auf dem Rasen ihre höllischen, wüsten Tänze auf. Kein Mensch erblickt sie, nur ein großer Ring, auf dem kein Gras mehr wächst, zeugt von ihrem mitternächtlichen Treiben.

Einst, an einem schönen Sommertage, ging ein geistlicher Herr von Laufenburg, in der Abenddämmerung spazieren. Ahnungslos schritt er über jenen Ring, als auf einmal, unter lautem Hohn-

gelächter eine Lichtscheere aus großer Höhe auf ihn herab fiel und trotz des Lederkappchens so tief in den Kopf eindrang, daß er mehrere Wochen an der Wunde zu heilen hatte. Bergleiche R. II/174

16. Bann am Geißenweg.

Am Geißenweg, an der Ziegelhütte vorbei, hatten früher die Kapuziner jeweils ihre Frucht austreten lassen. Nach ihrem Wegzug erblickte man nachts den Weg oft mit Spreuern bedeckt, die Tags immer wieder verschwanden. Dort blieb jeder, der in den nahen Wald gehen wollte, um zu freveln, festgebannt und konnte wohl zurück, aber nicht mehr vorwärts kommen.

17. Die ungetreue Magd.

Vor vielen Jahren lebte in der Stadt eine Witwe, still und zurückgezogen. Seit dem Tode ihres Mannes pflegte sie besonders die Tugend der Mildtätigkeit. Kein Bettler und kein Bedrängter ging ohne eine milde Gabe von ihrer Schwelle und reiche Spenden flossen in die Hütten der Armen. Wie sie nun alt und krank geworden war, nahm sie eine Magd zu sich, die für sie die Almosen verteilen sollte. Allein die ungetreue Dienerin gab die schönen Gaben nicht an Dürftige ab, sondern behielt das meiste für sich und verwahrte es in einem großen Kasten.

Als sie eines Tages wieder eine schöne Summe zu ihrem Schatze legen wollte, fuhr sie mit gellem Schrei zurück. Aus dem Innern des Kastens glockten ekle Kröten und züngelten böse Nattern, und eine hohle Stimme grollte: „Noch bei lebendigem Leibe wirst du von diesen Tieren verzehrt werden.“

Die Magd starb am andern Tage, und kein Arzt konnte die Todesursache finden.

Die Witwe ließ den Kasten verschließen und erst nach langen Jahren wurde er von den Erben wieder geöffnet, da flog eine schneeweiße Taube heraus. Nach R. II/47

18. Kröten werden zu Goldstücken.

So oft der Fuhrmann Peter Schmied von Laufenburg nach Basel zu fahren hatte, und das geschah jede Woche, lag ihm sein Weib mit der Bitte in den Ohren, er solle ihr doch einmal ein Marktgeschenk

heimbringen. Er war aber kein gar gefälliger Ehemann und hielt auf die Liebhabereien der Frau am allerwenigsten, die seine Kasse anstrebten. Endlich sagte er aber doch zu, als sie ihm seine eigenen Wirtshauschwächen und die Drohung zu hören gab, daß sie ihn das nächste Mal, wenn er wieder zu lange beim neuen Weine versäume, gar nicht mehr ins Haus einlassen werde.

Solche deutliche Erklärungen hatte es zwar schon öfters abgesetzt, aber noch immer war der Marktkram nicht eingekauft. Eben befand sich unser Schmied wieder auf einer Rückfahrt nach Laufenburg, und wiederum verspätet, erreichte er jetzt Sisseln. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht und jedes Blatt am Boden zu erkennen. Da sah er am Kreuzweg beim Dorfe eine ganze Partie Frösche durcheinanderhüpfen, als ob man sie dressiert hätte. Wie die Gedanken so sonderbar laufen, erschien ihm zwar diese große Menge von Tieren wohl wunderbar, aber zugleich erinnerte er sich auch des abermals vergessenen Baslergeschenkes. Da schien es ihm denn ein lustiger Einfall, ein halbes Duzend dieser Frösche in den Sack zu tun und sie daheim statt des Marktkrames zu übergeben. Das müßte, dachte er mit Lächeln, einen solchen Schrecken absetzen, daß er aller kostspieligen Zumutungen inskünftig bestimmt überhoben bliebe. Gedacht, getan. Sechs fette Stück, die sich leicht fangen ließen, waren bald in einem Zwilchsacke, und fest zugebunden wurde dieser in den Wagen geworfen.

So spät er heute auch heimkam, so war diesmal die Frau doch freundlich und fragte schon vom Fenster herab, ob er ihr das Versprochene mitbringe. Ei freilich, war die Antwort, komm nur herab und hol's selber, im Sacke liegt es wohlverwahrt, dahinten im Wagen. Trepp ab und Trepp auf springt nun das Weib und sucht droben beim Licht den fest verschnürten Sack aufzuknüpfen, während sich ihr Mann noch drunten mit der Fuhre zu schaffen macht, um ja dem kommenden Spektakel auszuweichen. Jetzt war der Sack offen, die Neugier ließ keine Zeit erst hinein zu greifen, sie schüttelte ihn, wie er war, auf den großen Tisch aus. Welche Freude! Einen so kostbaren Marktkram hatte sie nie erhofft: ein halbes Duzend gewichtiger Goldstücke rollten auf den Tisch, als wenn sie eben funkelnagelneu aus der Münze kämen. Während das Weib sie beäugelte, trat der Fuhrmann zur Stube herein und wollte kaum seinem Weibe, geschweige sich selbst trauen, als er sah und erfuhr, in welche Goldfische sich die häßlichen Kröten verwandelt hätten. Nun ward ihm eine vollständige Verzeihung zu Teil, und daß diese

nachhaltig zwischen beiden Eheleuten gewesen ist, wußten Leute zu erzählen, die den Schmied und seine Frau noch wohl gekannt hatten

(J. A. Neub, Laufenburg, Rothholz 2. Bd. Seite 48)

19. Schatzhütende Kröte.

Ein Bürger von Laufenburg holte einst zur Fronfastenzeit Holz in dem engen, waldbreichen Tale des Andelsbaches, zwischen Laufenburg und Binzgen. Um die heiße Mittagszeit kehrte er mit einer schweren Bürde heimzu. Müde und erhitzt setzte er unterwegs seine Last auf einem bröckelnden Mauerrest ab und warf sich erschöpft in den Schatten einer Eiche. Wie er schläfrig vor sich hinblinzelt, bemerkte er, wie auf einmal plötzlich neben ihm aus dem Boden Kohlen hervorbrehen. Wie der Haufen ungefähr die Größe eines Korbes erreicht hat, erscheint darauf eine sich gewaltig aussprenzende Kröte, die ihn mit runden Feueraugen unbeweglich angloßt. Unverwandt staunt der Mann die seltsame Erscheinung an, bis plötzlich, wie sie gekommen, Kohlen und Kröte wieder im Boden versinken.

Als der Mann mit seiner Last heimkam, erzählte er die Begebenheit allenthalben und bald vernahm er, was es mit der Erscheinung für eine Bewandnis habe. Bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges waren in jener Gegend Hammerwerke und daselbst soll viel Geld vergraben liegen. Der Mann hätte sich der Kohlen und der Kröte bemächtigen sollen, denn das sei ein Haufen Gold gewesen und den Bösen, der ihn in Gestalt einer Kröte behütete, hätte man leicht vertreiben können. Der Mann hatte eine Gelegenheit, reich zu werden, verpaßt.

Vergleiche N. II/48

20. Der nächtliche Güterwagen bei Laufenburg.

In der Fronfastenzeit, um Mitternacht, fährt beim Rank zu Klein-Laufenburg, die Steig zur Kirche hinauf, ein Güterwagen mit 12 Rossen und zwei Fuhrleuten, so schwer beladen, daß die Räder knarren und die Kieselsteine zu Mehl zerdrückt und zerrieben werden. Die Pferde schnauben und stampfen und fortwährend hört man die Fuhrleute rufen: hüßt hott, hüßt hott! Will aber jemand herzuweilen, um zu helfen oder zu raten, so ist nichts mehr zu sehen und alles wieder still.

Bi. 40

21. Der Goldstrudel bei Laufenburg.

Den Weg hinauf zur Kirche von Klein-Laufenburg ging einst eine arme Frau. Wie sie vor sich hin auf den Boden blickte, sah sie unter dem Gestein plötzlich etwas hervorwallen und sprudeln und glänzen wie Gold. Doll Verwunderung rief sie: Ei, was ist das?! und steckte die Hände hinein, um möglichst viel in die Schürze hineinzu-scharren, aber da versiegte augenblicklich der Goldquell, und jede Spur war verschwunden; nur drei Stück blieben am Schürzband hängen und damit hoffte sie, wenigstens ihren Kindern eine Freude zu machen; sie nahm sie also mit und trat den Rückweg an. Die Kinder hatten wirklich Freude an den glänzenden Dingen, und rollten sie auf dem Stubenboden herum, und riefen dem Vater zu, als dieser hereintrat: Schau Vater, was für schöne Spielsachen uns die Mutter gebracht hat! Ja, ja, sagte der Vater, nachdem er die uralten Goldstücke mit unbekanntem Wappen betrachtet hatte, das sind freilich schöne Spielsachen, hätte die Mutter drei Brosamen in den Sprudel geworfen, und statt der einfältigen Worte: Ei, was ist das! die drei höchsten Namen dabei genannt, so wäre der ganze Schatz ihr zuteil geworden; nun muß er droben unter der Kirche, Gott weiß wie lang, unbenutzt liegen. Die Kleinen machten wohl große Augen, aber sie verstanden des Vaters Rede nicht.

Wi. 39

Kaisten

22. Die Wasserjungfern am Kaisterbach.

Wenn am Auffahrtstage die Bannprozession durch die Fluren wallt, dann führt ein Stück des Weges auch über die „alte Straße“. Es ist dies ein Flurweg, der sich etwa 200 Meter südlich der Bahnlinie parallel zur Rheintalstraße hinzieht. Gegen den Kaisterbach führt der Weg in einen tiefen Einschnitt, und verliert sich in den Wiesen. Hier lassen Funde von Münzen und Siegeln mit den Stempeln der Legionen XXI und XI auf eine Römerstraße schließen. Zur Bewässerung der Wiesen, die am Hange gegen den Bach liegen, bestand früher ein Wassergraben, der südlich, in der Nähe des Dorfes, den Bach anschnitt und in einem System von Känneln endete, die an dieser Stelle auf bis drei Meter hohen Jochen über den Einschnitt geführt wurden.

Hier hausten die Wasserjungfern, weibliche Wesen mit langen

flächsenen Haaren und flatternden, durchscheinenden Gewändern. Wer ihnen in der Dunkelheit begegnete, den verfolgten sie und griffen mit langen Krallenfingern nach ihm.

Dor Jahren spielten einst Knaben, an einem Sommersonntag in der Dämmerung in jener Gegend. Einer erstieg schließlich kühn den Kännel und ging darauf Schritt vor Schritt vorwärts. Auf einmal gellte ein furchtbarer Schrei durch die Stille: Die Wasserjungfern! Der Knabe wollte, außer sich vor Schrecken fliehen, aber er glitschte aus und stürzte etwa 3 Meter tief zu Boden, wo er mit gebrochenem Genick liegen blieb. Die Wasserjungfern hatten ihn geholt.

23. Kindlibrunnen auf dem Homberg.

Verborgten in geheimnisvollem Waldesdunkel sprudelt auf dem Homberg bei Kaißen eine Quelle. Sie führt milchweißes Wasser, als Nahrungsquelle für die kleinen, noch nicht erwachten Kindeseeleu, die noch im Herzen der Mutter Erde wohnen. Bei dieser Quelle liegen große Schätze vergraben. Schon manchen wandelte Lust an, sie zu heben. So ging einmal auch ein Kaißer in der hl. Weihnacht, nachts 12 Uhr auf den Homberg und wartete auf den Schatz, der aus der Quelle heraufsteigen sollte. — Da kamen Jäger mit Hunden und gingen immer um ihn herum und fragten ihn, ob niemand hier vorüber sei. Er schwieg, denn er wußte, daß der geringste Laut seine Hoffnungen vereiteln würde. Endlich aber wandelte ihn aber doch eine unbeschreibliche Angst an, und er war froh, als zufällig eine Lücke im Ring entstand und er hinausschlüpfen und entfliehen konnte.

Auch bei Bi. 38

24. Kobold im Hard.

Eine breite, heute geteerte Landstraße, führt von Laufenburg durch den weiten Hardwald nach Sisseln. Kaum ist sie in den Wald eingetreten, so überquert sie einen Graben, der, in der Richtung Süd—Nord, zur alten Murger Fähre hinunterführt, wo man vor Zeiten ins badische Dorf Murg hinüber fahren konnte. Der Fuhrmann, der spät mit seinem Fuhrwerk Laufenburg zustrebte, beeilte sich, noch vor Einbruch der Dunkelheit hier vorbeizukommen, denn gar oft wollten die Pferde nicht mehr von der Stelle, bis er in den drei höchsten Namen drei Brosamen rückwärts über die

Schulter warf. Auch der verspätete Wanderer hörte Schritte hinter sich und wenn er sich rückwärts wandte, war weit und breit niemand zu sehen. In der ganzen Umgegend hauste ein Spuk.

Zur Nachtzeit im Quatember strebte einst ein Murger Müllerbursche auf einem Waldweg von Kaißen her der Fähre zu. Wie er bei der Brücke die Straße kreuzte, saß ihm plötzlich etwas im Rücken und ritt und zwickte ihn. Wie er zum Fahrhäuschen herunterkam, war der Kobold verschwunden und von einer Tanne herab schallte ein gellendes, höhnisches Gelächter. Der Knecht aber starb kurze Zeit darauf.

Auch der Fährmann drüben im Dorf wurde häufig genarrt. Oft vernahm er vom hohen Ufer herab den Ruf: Hol über, und hatte auch deutlich jemand herabsteigen sehen, doch wenn er herangerudert kam, war keine Seele zu erblicken und nur von einer Tanne herab klang höhnisches Kichern.

R. II/71. Vergleiche auch Nr. 28 dJ.

25. Der Tüttigrabenhund.

Dem Heuberg herunter zieht sich ein tiefeingeschnittenes Tobel durch das Wiesengelände, der Tüttigraben. Gebüsch und Wald decken ihn geheimnisvoll zu und in seiner Tiefe plätschert ein dünnes Wässerlein von Stein zu Stein, bei anhaltendem Regen kann aber daraus ein reißender Bergbach werden, der schon oft Verheerungen angerichtet hat. Aus diesen Klüften bricht zu Zeiten ein fast mannshoher Hund hervor. Sein Fell ist tiefschwarz und seine Augen glühen wie Kohlen. Ihm voraus geht ein Rauschen, wie das eines angeschwollenen Baches oder wie das Rascheln einer Herde Tiere in dürrem Laub. Sein Weg ist immer der gleiche und nie weicht er davon ab, würde er verbaut, es gäbe Unglück. In Ober-Kaißen kommt er durch einen Schopf und folgt dann dem Bach bis nach Kaißen und trabt weiter talabwärts bis zur fernen Möhliner Höhe.

An einem mond hellen Sommerabend, saßen einmal einige Nachbarn in Ober-Kaißen, gemütlich plaudernd und tubäkelnd, vor einem Hause beisammen. Auf einmal erhebt sich, bei völliger Windstille, ein gewaltiges Rauschen, als ob der ganze Graben voll Wasser daherkäme. Kurze Zeit darauf erscheint auch der Hund. Gemächlich trabt er, mit eingezogenem Schwanz durch den benachbarten Schopf und hart an den vor Schrecken starren Leuten vorbei und seine Augen gleißen unheimlich im Dunkel.

Auch zwei Burschen kroch es eiskalt den Rücken hinauf, als sie, vom Kiltgang heimkehrend, den Hund auf der Treppe vor dem Pfarrhause sahen. Dort lag er lange ausgestreckt vor der Türe und seine Augen blinzelten böse. Wortlos bekreuzten sich die Beiden und schritten vorüber und es geschah ihnen weiter nichts.

Spaßen ließ sich aber nicht mit dem Hund. Das erfuhr der alte Schneider Weiß von Ober-Kaisten. An einem kalten Wintertage war dieser auf der Stöhr im Dorf. Am Abend, vor dem Heimgehen, schenkte man ihm noch ein Schnäpslein oder zwei ein und kam im Lauf des Gesprächs auch auf den Gespensterhund, von dem der Schneider allerlei Müsterchen zu erzählen wußte. Weiß, dem sein Schneidermut durch den wärmenden Schnaps gewaltig gestiegen war, behauptete, er werde dem Tier, wenn es ihm wieder begegne, mit dem Ellstecken gewaltig über die Ohren hauen. Da es unterdessen spät geworden war, machte sich der Handwerksmann auf den Heimweg. Gemächlich schritt er seinem Weiler zu. Wie er zur Kaistelbrücke kam, vernahm er urplötzlich ein Rauschen. Unser Schneider hatte die Geschichte schon wieder vergessen und glaubte nichts anderes, als der Bach bringe Hochwasser und floh einige Schritte in den Acker hinauf. Doch wie aus dem Boden gewachsen stand auf einmal der Hund neben ihm. Der Schneider erinnerte sich seiner Worte, nahm allen Mut zusammen und stieß dem Gespenst mit dem Ellstecken leicht in die Weichen. Ohne eine Miene zu verziehen, trabte dieses vorüber. Der Schneider aber war von der Stunde an stockheiser und vermochte seiner Lebtag kein lautes Wort mehr hervorzubringen.

Auch in Menschengestalt soll sich das Gespenst schon gezeigt haben, das erfuhr ein heute längst verstorbener Bauer, der im Heuet, früh um 3 Uhr, in der Nähe des Grabens mähte. Wie er sich umsah, stand ein hochgewachsener Mann, in grauem Fäckenfrack, einen Dreispiz in die Stirne gedrückt, hinter ihm. Dieser schritt wortlos einer Mahde nach und nach einiger Zeit tönte vom Graben her das bekannte Rauschen, wie beim größten Gewitter.

Seit den 70er Jahren vorigen Jahrhunderts ist der Hund nie mehr gesehen worden.

26. Das Bachplätscherli.

Im Kaister Dorfbach hält sich das sogenannte Bachplätscherli auf, ein Hündchen mit feurigen Augen. Einst sah es ein Bürger

von Kaiſten, als er nachts über die Dorfbrücke ging, und lockte ihm, jedoch umſonſt. Wie er aber zu ſeinem Hauſe kam, vor welchem ein Brunnen ſprudelt, ſtand da ein großer ſchwarzer Mann und wuſch ſeine Hände. Der Bauer hatte aber keine Luſt, ihn anzureden, ſondern ging ſtill und ruhig vorbei, und war froh, als er die Haustüre hinter ſich geſchloſſen hatte. Vergleiche Bi. 39

27. Der Goldwanner im Hardwalde.

Wenn man am Karfreitag mit einem unſchuldigen Kinde durch Wald und Feld und Gebirge hinwandelt, und es liegt irgendwo ein goldener Schatz verborgen, ſo entdeckt ihn das Unſchuldsauge des Kindes. Ein blutarmer Mann aus Kaiſten ging einſt mit ſeinem achtjährigen Knaben in den Hardwald, um dürres Holz zu ſammeln. „Such dir da eine rechte Bürde zuſammen“, ſagte der Vater, dem Knaben die Wangen ſtreichelnd, „ich will inzwiſchen in der Nähe dürre Aeſte von den Tannen brechen, die Mutter wird ſich freuen, wenn ich ihr dann deinen Haufen zeige.“ Der Vater ging. Während der Kleine nun nach dürren Reiſern ſuchte, ſtand plötzlich ein fremder Mann vor ihm, der eine Wanne hatte, und blankes Gold darin wannte. Der Knabe ſchaute verwundert zu, und meinte es wären Perlen, wie am Roſenkranz der Mutter und hob ſo viele auf, als dem fremden Mann aus ſeiner Wanne auf die Erde fielen, wie Spreu und taube Aehren. Die nahm es in ſein Röcklein und eilte dem Vater zu. Wie der die ſchimmernden Goldſtücke erblickte, und hörte, was der Knabe geſehen, ſagte er: Geh, hol noch mehr; ich will auch mit dir kommen. Sie ſuchten lange vergebens, der Goldwanner war nirgends mehr zu finden. Vergleiche Bi. 56

28. Kindshaldenjogeli

Wo das Münſter von Säkingen ſeine ſchlanken Türme wie Schwarzwaldtannen zum Himmel reckt, dehnt ſich auf der linken Seite des Rheines eine weite Ebene aus, das Siflerfeld. Dieſes wird überragt von einer ſteil aufwachtenden Bergkuppe, dem Kinz. Wie ein vor dem Zeichen des Kreuzes verſteinter Drache hebt er ſeinen waldigen Kopf aus der Ebene und rückwärts zieht ſich ſein in Zuckungen erſtarrender Leib bis gegen das Dorf Kaiſten hin. Wie der Zipfel eines Bahrtuches fließt von ſeiner Seite der weite Hard-

wald bis zum Rhein. Hier springen am Tag die sehnigen Rehe, dampfen die Zügel und flitzen auf spiegelglatter Straße die Autos. Doch wenn die Nacht aus dem dämmernden Strome ihr dunkles Haupt erhebt, dann erstirbt das fröhliche Leben, die Wege veröden und die Tiere ziehen sich scheu in ihre Verstecke zurück.

Auf einmal ertönt aus unbestimmter Ferne ein Ruf: Huhu — dann näher vom Kinzkopf her: Huhu — huhuu —, immer näher und auf einmal beginnt ein Rauschen im Geäst der Waldbäume, als ob ein Orkan über sie hinbrause, und doch bleiben die Aeste ruhig, wie bei der größten Windstille. Und nun, den späten Wanderer ergreift geheime Schauer, gerade ob ihm, im Geäst der Wettertanne, ertönt der schauerliche Ruf: Huhu — und darauf folgt ein prasselndes Gelächter. Er schreit auf, die Haare sträuben sich auf seinem Kopfe und sinnlos stürmt er davon, ohne Weg, ohne Ziel, nur die grauenhafte Angst im Herzen. Hinter ihm ertönt immer wieder der schreckliche Ruf. Er rennt durch dick und dünn, durch Gestrüpp, Dornen, Sumpf, stolpert über Gräben, immer hinter ihm das höhnische Gelächter. So wird er die ganze Nacht gejagt und erst, wenn von Kaißen her das Betzeitglöcklein den Tag verkündet, verschwindet der unheimliche Spuk.

Das war der Kinzhaldenjoggeli. In Kaißen, Sixelen und Eiken weiß man genug von ihm zu erzählen.

Nach der Sage ist es die büßende Seele eines Kaiserbauern namens Winter, und es gibt heute noch Leute, die sein Haus genau kennen wollen. Er war früher ein reicher Bauer, 4 Häuser in der Gemeinde gehörten sein. Aber dennoch hatte er nicht genug. Er pflügte den Nachbarn die Grenzfurchen weg und mähte im Heuet über die Grenzen seiner Wiesen und in der Ernte stahl er die aufgeschoberten Zehntgarben. Er war auch ein arger Schnapstrinker, ein Flucher und Schwörer. Sonntags dengelte er seine Sensen, während andere Leute zur Kirche gingen, oder fuhr mit dem Wagen auf's Feld. Trotz seines liederlichen Lebens wußte er sich aber dennoch bei der Obrigkeit einzuschmeicheln, sodaß er von dieser als Untervogt über Eiken gesetzt wurde. Als solcher mißbrauchte er seine Gewalt auf das unbarmherzigste. Junge Leute, deren Aecker ihm in die Augen stachen, übergab er den Werbem und diese wußten sie schon in die hintersten Winkel, bis in die Türkei hinein zu schieben, sodaß sie ihrer Lebtag das Fricktal und den grünen Rhein nicht mehr sahen. Ältere Leute, die er nicht verhandeln konnte,

behezte er, sodaß sie irrsinnig wurden und ins Wasser sprangen, dann wurde der Vogt Derwalter ihrer Hinterlassenschaft.

So hatte er einmal, während einer Hungersnot, einen Familienvater an die Werber verhandelt. Der arme Mann wußte in der Verzweiflung für sich und die Seinigen keinen Rat mehr und beging eine schreckliche Tat. Er stürzte sich mit seinen Kindern in eine tiefe Schlucht der Kinzhalde, die Teufelsküche. Seither begegnet man an den Klüften der Halde oft einem schwarzgekleideten ausgemergelten Manne, der ein zum Geripp abgehungertes Kind dort aus den Armen legt und dann laut heulend sich die Brust zerschlägt und die Haare ausrauft.

Der Vogt war auch ein leidenschaftlicher Jäger und wußte durch Zaubermittel das Wild im Forste festzubannen. Einmal sah er im Weinberg gegen Eiken einen dreibeinigen Hasen in der Sasse und schoß nach ihm. Aber an diesem unscheinbaren Tiere mußte der gewalttätige Mann zu Grunde gehen; der Hase war nämlich der Leibhaftige selber und die Kugel fuhr auf den Schützen zurück, der darob auf der Stelle tot war. Als man nach einigen Tagen seinen Leichnam fand, war er brandschwarz geworden und auch das Waldlaub, auf dem er lag, hatte sich geschwärzt, zum Zeichen, daß ihn der geholt, dessen Farbe er trug.

Als man ihn hierauf zu Grabe trug, brachten ihn ihrer sechs kaum von der Stelle, doch wie man sich keuchend der Kirche näherte, wurde der Sarg zusehends leichter. Vor dem Portal wartete der damalige Pfarrer mit den Ministranten. Dieser befahl, mit dem lauten Gebet aufzuhören und den Sarg noch einmal zu öffnen. Man fand ihn leer und doch hatte die ganze Gemeinde noch vor einer Stunde gesehen, wie der Vogt brandschwarz darin gelegen war. Als seine alte Mutter vom Kirchhof nach Hause zurückkam, rief er ihr schon vom Rauchfang übers Dach herunter zu und überschüttete sie mit Spottreden. Von nun an hatte man im Dorfe Kaißen keine Ruhe mehr. Oft am helllichten Tage guckte der verstorbene Vogt aus den Fenstern seines Hauses und nickte den Vorbeigehenden höhnisch zu. Nachts rasselte es auf den Stiegen, wie wenn zentnerschwere Ketten auf und ab geschleppt würden, oder lautes Pochen auf dem Estrich erschreckte die Bewohner. In den Ställen fand man am Morgen das Vieh mit geflochtenen Schwänzen, oder zwei Tiere in einem Stoß, erhängt vor. Schließlich wandten sich die Bewohner an das Kapuzinerkloster in Laufenburg um Hilfe. Die Mönche erschienen und bannten nach langem

Kampfe das Gespenst in eine Brantweinflasche und führten diese auf einem zweispännigen Wagen hinaus auf die Kinzhalde. Dort, an der alten Grenze der Grafschaft Laufenburg, bei der breiten Eich, liegt heute noch ein winziges Seelein, ohne sichtbaren Abfluß, dessen Grund pechschwarz heraufleuchtet. Hier wollte man die Flasche versenken. Je näher man dem Ziele kam, desto schwerer wurde der Wagen. Man mußte Dorspann holen und schließlich zogen 16 Rosse keuchend das Fuhrwerk zur Stelle. Wie man nun die Flasche versenken wollte, entwischte einem Knechte ein Fluch und hussa, flog der Zapfen mit lautem Knall heraus und hinter ihm nach sauste der Geist wie der Sturmwind, zurück ins Dorf, und nun war alles ärger wie vorher.

Nun mußten die Kapuziner den Störenfried zum zweiten Mal bannen. Es gelang ihnen erst, als sie ihm das Zugeständnis gemacht hatten, er dürfe sich alle Jahre dem Dorfe wieder um einen Hahnenschritt nähern. Diesmal bannte man ihn in einen kupfernen Kessel und versenkte diesen in die Tiefen der Teufelsküche. Dort hat er nun seine Wohnung. Seine Höhle soll mit Quadersteinen ausgefüllt sein. Wirft man einen Stein herunter, so tönt es zurück wie aus einem hohlen Faß. Ein Hund, den man einst hinunterwarf, kam unten am Rhein wieder zum Vorschein. Wenn einst der Dogt Kaißen wieder erreicht haben wird, dann kann ihn keine Gewalt mehr daraus verbannen. Inzwischen haust und lärmt er nun in den weiten Waldungen des Hard. Er kann sich unheimlich schnell von einem Ort zum andern bewegen. Meist erscheint er in Jägertracht, mit einem grünen Hütchen und der Flinte auf dem Rücken und ruft sein fortwährendes Huhu! Besonders den Fuhrleuten und Holzfrevlern ist er auffällig. Er tritt brüllend, einen gewaltigen Prügel in der Hand, unversehens vor sie hin, oder schleicht hinterlistig den Fuhrwerken nach und zieht flink den Achsnagel aus, damit der Wagen stürzt und die Ladung herausfällt. Dann muß der Fuhrmann schweigend den Wagen wieder laden und dann dreimal umgehen, wenn er aber nur ein einziges Mal flucht, so wiederholt der Joggeli augenblicklich seine Tücke.

Nicht selten hockt er verspäteten Wanderern auf und diese müssen ihn bis an die Waldgrenze tragen. So schleppte ihn einst ein Sifler über den Eikerbach hinüber und ein anderer sah ihn als Stock am Wege liegen und trug ihn heim. Als er aber am Morgen nach ihm sah, war er verschwunden. Ein dritter, den er beim Holzfreveln überraschte, entsprang zwar in der ersten Angst, besann sich

aber bald wieder und kehrte um. Angesichts des wunderlichen Kerls mit den weiten Pluderhosen, dem engen Wams und dem grünen Hütchen meinte er trocken: So biß es umme du! und holzte ruhig weiter.

Am Rheinufer neckt der Joggeli besonders gern den Fährmann. Einst rief er in der Dämmerung: Hol, hol, und der Schiffer holte ihn wirklich ab, aber mitten im Rhein sprang er ihm aus dem Kahn und ließ ein großes Feuermeer zurück. Auch Betrunkene führt er gern in die Irre und jagt sie durch Wald und Feld. Dem Straßenknecht, der zwischen Sisseln und Eiken den Weg zu machen hatte und der ein arger Schnapstrinker war, saß er einmal huckepack auf den Rücken und trieb ihn im ganzen Walde herum. Schließlich konnte er entrinnen, aber bei dem entsetzlichen Geräusch des Unholdes verlor er Hut und Stock und verfiel nachher in ein so schweres Siechtum, daß ihm alle Aerzte das Leben absprachen.

Ein andermal hatte ein Mann in der Nähe des Waldes sein Roß auf die Weide getan und legte ihm abends Zaum und Zügel an, um es heimzureiten. Kaum war er aufgefressen, so wurde das Tier zusehens dicker und höher und schwoll schließlich so gewaltig an, daß der Reiter kaum mehr auf den Boden herunter sehen konnte. Er sprang eiligst ab und entlief. Das Roß war der Haldenjoggeli, der seither auch in dieser Gestalt im weiten Walde haust.

Gestaltet nach Volksmund, R. I/183 u. Bi. 56

29. Erdbiberli im Kaistel.

Der Heuberg, das Wahrzeichen von Kaisten, senkt sich gegen das Dorf und läuft in einen niedrigen Hügel aus, dem Fastnachtsberg, wie ihn der Einheimische nennt. Einst leuchteten von dort an der alten Fastnacht die Feuer bis über den Rhein hinüber. Heute sind an ihre Stelle die Augustfeuer getreten. Am Südhange angelehnt liegt die Kirche, die St. Michael geweiht ist. Das Zwischenstück zwischen Fastnachtsberg und Heuberg trägt den Flurnamen „im Chaistel“ (castrum = Chaistel). Das Gebiet wurde auch etwa genannt „im Aepipperli“. Hier haben Ausgrabungen vor einigen Jahren die Spuren einer römischen Befestigung ans Tageslicht gebracht. Vor etwa 30 Jahren wurden dort noch Kalkhöhlen gefunden, die aber seither eingestürzt sind. Es sollen unterirdische Gänge gewesen sein, die bis an den Rhein reichten. Dort wohnten, nach der Sage Zwerge, die sog. Erdbiberli. Sie waren kaum größer

wie Rücken und watschelten beim Gehen lustig durcheinander wie Bibeli. In langen Hemden kamen sie abends, besonders im Winter gern zur Stubete und halfen Flachs spinnen und „reiten“. Im Sommer waren sie willkommene Helfer bei den mannigfaltigen Feldarbeiten. Wunder nahm nur die Leute, warum sie stets ihre Füße so scheu verhüllten und ein Neugieriger streute ihnen einmal Asche auf den Fußboden. Was sie nachher sahen, war merkwürdig genug. Wie zierliche Ornamente erblickte man auf dem Boden die Abdrücke von kleinen Gänsefüßen. Ein gröhrendes Gelächter brach aus, als die Entdeckung gemacht wurde. Beschämt und jammernd watschelten die Bibeli dem Chaistel zu. Seither hat man sie nie wieder gesehen. Sie haben sich ins Innere des Berges zurückgezogen. Vor Zeiten fanden hier etwa Knaben im Gemäuer Scherben mit spinnartigen Verzierungen; man glaubt, diese stammen von den Erdbiberli.

30. Das Kloster der Erdbiberli.

Vom Dorfe Frick an über den Kaistenberg und die Kinzhalde bis zur Stadt Laufenburg haben in den Höhlen des Jura und in den Felslöchern des Rheinufers Erdmännchen gehaust. Da schwärmten und schwirrten sie in der Wildnis herum wie Feld- oder Perlhühner, und wie diese in der Kindersprache Bibeli heißen, so nannte man die Zwerge Erdbiberli. Wenn sie aber unter die Leute gehen wollten, so legten sie ihre Vogelgestalt vorher ab, sonst hätten sie nicht in Haus und Feld so gewandt mit wirtschaften können, wie sie im Dorfe Geshgen taten oder beim Bauern auf der Kinzhalde, dem sie jährlich beim Kornschnitt halfen. Er ließ ihnen dann zum Lohn für ihre Dienstfertigkeit auf jedem Acker zwei Garben stehen. Daraus buken sie Pfefferkuchen, braun, hart und vollgetupft mit kleinen Löchlein, und noch jetzt nennt man diese nach dem Namen ihrer Erfinder Biberzelten.

Das berühmteste Backwerk machten diejenigen, welche zunächst der Stadt Laufenburg in einer Höhle wohnten. Hier hatten sie ihr Waldkloster, und darin ging es denn auch genau nach Mönchsregeln her. Während die einen beten mußten und den Kirchendienst versahen, besorgten die andern die Küche. Vom Nachbarort Kaisten aus konnte man ihrem Treiben manchmal zusehen. Die einen hielten eine Feldprozession ab und schritten dabei in Meßgewändern einher, die ihnen bis auf die Füße reichten. Andere, die indessen

die Haushaltung führten, hatten weiße Zipfelkappen aufgesetzt und über die weiße Schürze trugen sie einen Brustriemen geschnallt, der von hölzernen Milchkellen klapperte. Aber die Neugier der Leute ließ sie nicht in Ruhe. Es wurde ihnen einmal Asche in den Weg gestreut, denn so hoffte man zu erfahren, was es mit dem Gerede vom absonderlichen Gehwerk der Erdmännchen auf sich habe. Nicht ohne Grund mochten sie ihre scharlachroten Mäntelchen immer am Boden nachschleppen. Was man fand, war wunderbar genug: Enten- und Ziegenfüße waren in der Asche abgedrückt. Wie lachten da die guten Fricktaler! Nun war ihre Wißbegier zwar gestillt, aber die Erdbiberli ließen sich von der Stund an nicht wieder blicken. Tief in den Felsenrissen der Juraberge sollen sie sich verkrochen haben.

Später hat man bei der Höhle Nachgrabungen gemacht und ist allerdings auf Spuren einer unterirdischen Küche und auf vielfache Trümmer von Kochgeräten gestoßen. Sogar ein steinernes Salzfaß soll ein Arbeiter herausgeschaufelt haben. Allein man sagt, es habe sich zugleich ein so heftiges Klingeln dabei vernehmen lassen, daß die Leute um keinen Preis weiter beim Graben bleiben wollten. Nachher aber war die Höhle nicht mehr zu finden und ist wohl zusammengestürzt.

(Mit gütiger Erlaubnis des Verlages G. R. Sauerländer, Leipzig und Aarau, aus Schweizerfagen, nach Th. Herzog, herausgegeben v. Arnold Büchli. I. Bd. S. 139.)

31. Aus der Schwedenzeit.

Als im 30jährigen Kriege der Schwede plötzlich vor Laufenburg auftauchte, flohen die Bewohner von Kaisten Hals über Kopf in die Wälder und in die Schweiz hinauf. In der Eile wurden in einem Hause zwei Kinder vergessen. Ein schwedischer Husar kam beim Plündern in die Stube, wo die Kleinen friedlich in ihren Bettchen lagen, erstach dieselben und warf die Wiege um. Dafür fiel er zur Strafe auf dem Rückritt über das Kaisterfeld vom Pferde und starb auf der Stelle.

Sisseln

32. Blitzwehrender Pferdekopf.

Das Dörfchen Sisseln, an der Mündung des gleichnamigen Baches gelegen, beherbergte früher eine Fischer- und Flößer-

bevölkerung. Der Verkehr mit der weiten Welt ließ alte einheimische Sagen wenig erhalten außer Beiträgen, die schon in der Kinzhaldenjoggelisaage verwendet sind, meldet Rothholz noch als Ueberbleibsel:

„In Sisseln im Fricktale hängt im Hause des Max Käser ein aufbewahrter Rokkopf unter dem Strohdach. Er soll das Haus vor Blitz schützen.

Ittenthal

33. Der Jäger am Schinberg.

Ein Jäger aus Laufenburg zog frühmorgens ins Sulzthal auf die Jagd. Mit Halali und Hundegebell durchstreifte er die Wälder, doch kein Wild zeigte sich. Ermüdet wollte er am Abend heimkehren zu seinem geliebten Weibe. Wie er oberhalb des Dörfchens Ittenthal aus dem Gehölze des Schinberges trat, hörte er ein Geräusch im benachbarten Dickicht. Ein Reh, dachte er, legte an und schoß. Der Aufschrei einer Menschenstimme antwortete ihm. Er eilte hin und breitet die Feste auseinander. Was sah er? Vor ihm lag seine eigene Frau in ihrem Blute und neben ihr ihr heimlicher Liebhaber, mit dem sie ihren Mann betrogen hatte, beide tot. Von der Stunde an hat von dem Jäger niemand mehr etwas gehört. Nur in mond hellen Winternächten bringt der Wind vom Schinberg herunter ferne Töne, wie traumhaftes Klingen eines Waldhornes. Dann flüstern die Leute die alte Sage von der betrogenen Liebe des unglücklichen Jägers.

Nach F. X. W.

34. Das Mädchen auf dem Schinberg.

In Ittenthal und in Sulz ist heute noch die Sage lebendig vom Mädchen auf dem Schinberg.

An warmen Sommertagen sitzt auf dem Schinberg, in der Nähe einer Quelle, oft ein wunderschönes Mädchen, das versonnen sein langes Goldhaar kämmt. Manchmal sieht man statt seiner eine Kiste, worauf eine feuerspeiende Schlange geringelt liegt. Schon mancher hätte die Kiste gerne geöffnet, aber alle schreckte die züngelnde Schlange zurück; und versuchte man zu anderer Zeit den Schatz zu heben, so entstand wieder ein solch unheimliches Geräusch, Krachen und Getöse, daß jeder erschrocken davon eilte.

Volksmund u. Bi. 39

35. Seelein im Schynberg.

Als im Jahre 1925 ein größeres Stück des Schynberges ins Rutschen kam und das Dörflein Ittenthal bedrohte, tauchte auch da und dort die Sage vom Schynbergseelein wieder auf.

Seit alten Zeiten soll sich im Innern des Berges ein kleiner See befinden. Noch nie ist es einem Menschen gelungen, ihn zu finden. Reiche Schätze schlummern ungehoben auf seinem Grunde. Perlen und Edelsteine funkeln herauf und färben das Wasser märchenhaft. Alle hundert Jahre überfließt er einmal, dann löst sich ein Teil des Berges und rutscht in die Tiefe. Am jüngsten Tage aber wird er die Täler von Sulz und Kaisten überfluten und alle Lebewesen ersticken.

36. Das Schwedenloch.

Im dreißigjährigen Krieg, als Laufenburg von den Schweden belagert wurde, blieb selbst das versteckt gelegene Ittenthal nicht vor Kriegsnot verschont. Um Mißhandlungen zu entgehen, flohen die Ittenthaler und verbargen sich in einer geräumigen Bergschlucht am Schynberg. Hier überstanden die Leute die böse Zeit ohne Fährde. Als Friede war im Reich, kamen sie wieder herunter und bauten ihre inzwischen verbrannten Häuser wieder auf. Noch lange hieß die Gegend das Schwedenloch.

Sulzthal

37. Das Weib am wilden Brunnlein.

Von Leidikon aus geht ein Fußweg ins Tal von Gansingen. Auf der Höhe, unfern eines einsamen Gehöftes, liegt eine Quelle, ein wildes Brunnlein. Hier wurde vor Jahren oft ein Weib gesehen, das mit trauriger Miene einen Kamm durch die Flut ihrer gelben Haare zog, welches ihr in reicher Fülle Schultern und Nacken umfloß.

In den 20iger Jahren des letzten Jahrhunderts ritt einst der Pfarrer von Gansingen dort hinüber. Als er in die Nähe des Brunnleins kam, bat ihn der mitgehende Siegrist, er möge doch behutsam absteigen, weil das Pferd vor der Erscheinung des Weibes scheuen könnte. Allein der Pfarrer meinte, er als Diener der Kirche habe mit Geistern nichts zu schaffen und blieb im Sattel. Gleich-

wohl bäumte sich an der Quelle das Roß hoch auf und warf den Reiter unsanft ab. Er nahm jedoch weiter keinen Schaden. Von der Zeit an stieg der Pfarrer, jedesmal, wenn er über den Berg mußte, bei der Quelle vorsichtig ab und führte das Rößlein am Zaum vorbei. Die Erscheinung ist aber seither nie mehr gesehen worden.

Vergleiche auch N. I/30

38. Der Geist im Wolfisgraben bei Leidikon.

Von dem Weiler Leidikon gegen Westen zieht sich ein enger, in den weichen Kalk tief eingefressener Krachen, der Wolfisgraben. An einem trüben Herbsttag schritt ich mit einem Bauern aus der Umgegend über Gestrüpp und Steine, den Graben aufwärts. Auf einmal stieß ich mit dem Kopf beinahe an eine Felswand, die quer den Graben abschloß. Ein dünner Wasserfaden rieselte von oben herab. „Das ist jetzt der Geisterfelsen“, erklärte mein Begleiter hinter mir.

In der Mühle zu Leidikon diente vor vielen Jahren ein junges Knechtlein. Er war das Kind einer armen Mutter und hielt sich fleißig und anständig, sodaß ihm der alte Müller bald sein ganzes Hauswesen anvertraute. Das war unklug, denn nun erwachte in dem jungen Manne die Habsucht und aus dem getreuen Knechte ward mit der Zeit ein gefährlicher Dieb. Der mengte den Kunden Gips ins Mehl, gab ihnen zu wenig Gewicht und betrog sie auf alle Art und Weise. So ruinierte er das Geschäft des Meisters, sodaß dieser bald in Schulden geriet und schließlich um Hab und Gut kam. Nun übernahm der Knecht das Anwesen. Den einen Teil des Kaufpreises erlegte er aus dem durch seine Betrügereien gewonnenen Gelde und den andern hoffte er aus dem Vermögen eines Mädchens nachzuzahlen, um das er gerade freite. Sowie er die begehrte Frau bekommen hatte, sann er auf alle möglichen Streiche und Plagen, um ihr das Leben zu verleiden. Wenn sie im Wochenbett lag, so streute er ihr Erbsen ins Bett und wenn sie aufstand, auf die Stiege, damit sie sich zu Tode stürze. Je eher sie gestorben wäre, um so rascher wäre er in den Alleinbesitz ihres Vermögens gekommen, das jetzt noch bei der Verwandtschaft lag. Gleichwohl überlebte sie ihn. Denn da er auch jetzt seine früheren Betrügereien forttrieb und allen Kunden das Mahlkorn veruntreute, erging es ihm wie seinem Meister und in kurzer Zeit war

die Mühle wieder völlig gemieden. Der Verdruß darüber brachte ihn um.

Die Familie glaubte mit seinem Tode des Unfriedens los zu sein und suchte, durch Redlichkeit und Fleiß, das gesunkene Vertrauen wieder zu gewinnen. Zwei rüstige Söhne übernahmen das Geschäft. Aber auch hier sahen sie sich bitter getäuscht. Denn schon in der zweiten Nacht, nach des Müllers Tode, gewährte der eine Sohn, wie der Verstorbene, in erschrecklicher Gestalt, zwischen den Mahlgängen hin und her schwankte. Aber damit war es noch nicht genug. Der Unhold hemmte und störte alle Arbeit. Manchmal leitete er das Wasser vom Mühlekanneel so schlau und verborgen ab, daß es nicht geringer Zeit und Mühe bedurfte, um es wieder zu fassen und das stockende Werk neu in Gang zu bringen. Oder er vermengte das Mehl mit dem Krüsch und trieb sonst allerlei Schabernack. Nun ging, mit Zustimmung der Familie ein Sohn nach Muri und holte aus dem dortigen Stift einen Benediktiner herbei, der den gefährlichen Gast beschwören sollte. Dieser aber wich nicht, sondern erhob im Gegenteil gegen den beschwörenden Mönch die beschämendsten Vorwürfe. Man rief daher noch einen zweiten Banner herbei, aus dem Kapuzinerkloster Laufenburg. Als der Geist merkte, daß diesem wirklich Gewalt und Recht zustehet, ihn auszujagen, so begann er zu unterhandeln. Er versprach zu weichen, dagegen verlangte er aber die Gewähr, sich dem Hause alljährlich um einen Manneschritt nähern zu dürfen. Der Kapuziner fand das nicht ganz verwerflich, beschränkte es aber doch auf jährlich einen Hahnenschritt. Hierauf wurde der Unhold in ein Schoppenglas hineingeschworen, und sein Sohn trug ihn hinaus in den Wald, doch wurde das Glas immer schwerer, sodaß er auf dem Wege wiederholt niedersitzen mußte. In der Höhle, in der Felswand im Wolfisgraben, versenkte man die Flasche und verschloß den Eingang mit einer Glasscheibe.

Von dort an sah man nachts oft in der Höhle ein Licht brennen und der Geist in Gestalt einer Kröte daneben sitzen.

Ein junger Bursche forderte ihn einst heraus. Es erschien zwar nichts, nur ein Aechzen und Stöhnen ließ sich vernehmen. Am folgenden Tag hatte der Bursche einen Kopf, aufgeblasen wie ein Kürbis, und diese eklige Verunstaltung ist ihm seiner Lebtag geblieben. Ein anderer ging vor die Höhle und streckte den Kopf hinein und rief: Geist komm heraus, wenn du etwas bist. Dieser

bekam auf der Stelle einen so geschwellenen Kopf, daß er ihn nicht mehr herausziehen konnte und elend zu Grunde gehen mußte.

Ein alter Mann weiß noch, wie sein eigener Vater einmal im Mondenscheine in der Mühlensteig pflügte. Auf einmal kam ein hagerer, schwarzgekleideter Mann vom Graben her und lief immer ein paar Schritt hinter dem Pflug, der Furche entlang. Als er beim Kehren sogar bei den Pflugochsen stehen blieb und diese über den Rücken streichelte, bekam der Bauer Angst und rief: Willst du Gutes, so rede, willst du aber Böses, so schweige. Statt der Antwort erhielt er aber eine solche Ohrfeige, daß die Kappe weg flog. Darüber war der Geist verschwunden.

Man erzählt, er sei jetzt dem Dorfe schon ziemlich näher gekommen und bereits habe man ihn als schwarzen Hund bachaufwärts laufen sehen. Wenn er einmal wieder im Dorf ist, ist der Weiler Leidikon ganz in seiner Gewalt.

Nach Volksmund und R. II/131

39. Der Schatz in der Leidikoner Kapelle.

Das Gewand der Sage ist mannigfaltig. In den nachfolgenden Zeilen finden wir von anderem Munde erzählt, doch wieder den gleichen Kern, wie bei der vorhergehenden Nummer.

In der alten Kapelle zu Leidikon waren früher Schätze aufbewahrt und der Obhut des Leidikoner Müllers anvertraut worden. Doch dieser vernachlässigte seine Pflicht und schaute lieber seiner Mühle nach. Daher konnten Kapuziner den Schatz aus der Kapelle rauben, nachdem sie vorher den Schatzgeist in den nahen Wassergraben gebannt hatten, der seither der Kapuzinergraben heißt. Von da an darf er alljährlich der Gemeinde Sulz um einen Hahnschritt sich nähern, hat er sie aber erreicht, dann wird das ganze Dorf aussterben.

Andere dagegen erzählen: In Leidikon habe ein Mann gewohnt, der wiederholt geheiratet, aber seine Frauen jedesmal nach der Heirat wieder verloren habe. Er streute ihnen nämlich Erbsen auf die Treppen, sodaß sie ausglitschten und totfielen. Eine aber merkte dies und kam seiner Absicht zuvor; sie holte nämlich einen Kapuziner, und schnitt ihrem Mann im Beisein jenes die Kehle ab. Der Kapuziner aber bannte den bösen Geist in eine Flasche und trug ihn in eine Höhle im Walde, etwa $\frac{1}{4}$ Stunde von Leidi-

kon entfernt. Von da darf er nur alle hundert Jahre einen Hahnen-
schritt näher kommen, und wenn er bei der Leidiker Mühle an-
kommt, kann er Menschen in Tiere und Tiere in Menschen ver-
wandeln.

Nach Bi. 41 und Volksmund

40. Das Doppeltier bei Sulz.

Ein Maurer von Galten ging einst von Sulz aus über die
Kirchhalde nach Hause. Da lag vor ihm, etwas oberhalb der Sulzer
Kirche, ein Hund quer über den Weg und hinderte ihn am Gehen.
Es gelang ihm nicht, ihn zu umgehen, denn immer wieder ver-
spernte er den Weg. Nachdem er nun einige Zeit unschlüssig ge-
wartet hatte, stund das Tier, sich streckend auf und trottete lang-
sam vor ihm her, durch das damalige Reb Gelände hindurch, bis zu
einer großen Eiche. Da wurden vor den Augen des Maurers plötz-
lich zwei Tiere aus dem einen. Diese schwoilen zusehends auf bis
zur Größe eines Rosses und waren plötzlich verschwunden.

Man erzählt, es sei dies der ruhelose Geist eines Sulzer Bür-
gers gewesen, der in dieser Gestalt begangenen Frevel abbüßen
müsse.

Gefürzt nach Bi. 50

41. Unterirdische Höhle im Kreisacker.

Dem Kreisacker, einer Juraerhebung östlich von Sulz, soll eine
unterirdische Höhle führen bis hinüber nach Galten. In dieser Höhle
haben sich früher Erdmännchen aufgehalten.

Die Kapelle zu Rheinsulz ist die älteste Kirche im
Fricktale. Nach der Sage soll sie auf einem alten Friedhofe stehen,
einem Schlachtfeld, auf dem viele Oesterreicher und Bauern im
Kriege fielen.

42. Der Kriegsschatz in Obersulz.

Seit vielen Jahrhunderten liegt unter dem Keller eines Hauses,
das voriges Jahr abbrannte, ein großer Schatz begraben. Das
Geld soll bei einem früheren Kriege vergraben worden sein. Hüter
des Geldes ist eine garstige feurige Kröte, die den Schatz mit ihrem
eklen Warzenbauch zudeckt. Schon manch nötiges Schuldenbäuerlein
hätte gern mit diesem Gelde seiner Not unter die Arme gegriffen,

aber noch keinem ist es gelungen. Vor etwa 50 Jahren beschlossen ein paar kräftige Burschen von Ober-Sulz, ihr Glück zu versuchen. Um Mitternacht versammelten sie sich unten im Keller und huben schweigend an zu graben. Schon glaubte einer mit dem Pickel auf Eisen gestoßen zu sein, als sich auf einmal ein solches Poltern erhob, daß jeder schleunigst das Weite suchte. Seither hat niemand mehr nach dem Schätze gegraben.

43. Schweden im Sulztal.

(Schüleraufsatz)

Es war etwa im Jahre 1620, zur Zeit des Schwedenkrieges, als die Schweden auch in unsere Gegend kamen. Sie besuchten auch unser Dorf Sulz. Sie raubten und plünderten und nahmen den Bauern ihre ganze Habe weg. Damals lebte in Leidikon ein reicher Bauer; er hatte eine Mühle und auf Nußbaumen (Gehöft) eine große Scheune, wo er sein Futter unterbrachte. Diesen Mann wollten die Schweden berauben und morden, er aber floh und versteckte sich in der Scheune auf Nußbaumen. Die Schweden suchten ihn in der Scheune und entdeckten ihn. Sie banden ihn an dem Schweife eines Pferdes fest und schleppten ihn über Stock und Stein, bis er auf Schlatt tot liegen blieb. An dieser Stelle wurde zum Andenken ein kleines Kreuz erstellt, das man heute noch sehen kann. Dem Gelände, wo die Scheune stand, sagt man jetzt noch Schürmatt. Vor 50 Jahren baute man eine Straße nach Nußbaumen. Damals fand man tief in der Erde einige Hufeisen, die wahrscheinlich aus jener Zeit des Schwedenkrieges stammen.

J. W. G.—N

44. Die Henkenmatte bei Büß.

Eine Halde bei dem Weiler Büß hat den merkwürdigen Namen Henkenhalde oder Henkenmatte. Die Sage weiß darüber folgendes zu berichten:

In alten Zeiten stand auf dem Berg nordwestlich von Sulz eine Burg. In dieser wohnten die Dögte über das Tal. Wenn ein Verbrechen begangen wurde, wurde der Verbrecher meist zum Tode verurteilt. Der Weibel mußte der ganzen Gemeinde das Todesurteil bekannt geben und diese hatte sich zur bestimmten Stunde auf der Henkenmatte zu versammeln. Dort erschienen der Vogt und der Richter und hinter ihnen wurde der Verbrecher geführt.

Der Richter verlas das Urteil, dann kam der Henker und vollzog es. Von der Burg ist nichts mehr übrig geblieben.

U n m e r k u n g : Wenn beim Tode des Landesfürsten alle Lehen neu empfangen werden mußten, so hatte auch der obskure Lehenbauer der „Henkenhub“ zu Bütz mit vor kaiserlichem Oberamte zu erscheinen. Jenen unehrlieh lautenden Namen führte das Lehen daher, daß der darauffitzende Bauer, wenn dorten ein Uebeltäter gehängt ward, die Leiter zum Hochgericht zu tragen verpflichtet war. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war Fridolin Obrist der Besitzer, und um des daran haftenden Brauches und Namens los zu sein, beauftragte er den Regierungs-Advokaten Weiniger, den Lehenbrief beim Amte vorzulegen und um Abschaffung und Tilgung des veralteten Punktes nachzusehen. Die Behörde ließ den Vasallen ohne Antwort, er mußte also wie sonst seine schuldigen 18 Viertel Korn und 24 Kreuzer Kanon (Grundzins) an die Obervogtei abliefern und diese steigerte dann bei dem erneuten Lehenfall i. J. 1779 den Kanon noch um 36 Kreuzer. (Frickt. Archiv Bd. 3 Nr. 23, Bronner Argauer Chronik Nr. 5916. Kochholz: Die Landschaft Fricktal im Mittelalter, Argovia, Seite XXIX.)

Ezgen

45. Feuermann bei der Egger Fähre.

Der Fährmann bei Ezgen hatte einst bei einbrechender Dämmerung noch eine verspätete Gesellschaft, die von einer Hochzeit heimkehrte, hinüberzufahren. Wie er wieder ans Schweizerufer zurückkam und eben den Kahn festmachen wollte, schallte von drüben eine Stimme: hol, hol! Der Fährmann glaubte zuerst an einen Scherz der lustigen Luttinger Gesellen von vorhin, und kehrte sich um, ein Scherzwort zurückrufend. Da sah er drüben beim Landungssteg eine hagere Gestalt, die ihm winkte. Da ihm der Mann unbekannt vorkam, löste er seinen Kahn wieder und steuerte zurück. Wortlos stieg drüben der Fremde ein. Gleichmütig lenkte der Schiffer sein Gefährt durch die seltsam dunkeln Wellen. Wie er in die Mitte des Flusses kam, verspürte er im Rücken eine so unerträgliche Hitze, daß er glaubte gebraten zu werden. Hinter ihm loderten dem Fremdling die Flammen aus dem Leib, wie ein Fastnachtsfeuer. Der Fährmann war froh, als das Schiff eben auf dem Uferkies anlief. Rasch sprang der Brünnlig aus dem Schiff und wollte dem Fährmann die Rechte reichen, doch dieser tat, als sei er noch mit dem Boote beschäftigt und reichte ihm, so nebenbei das Ruder. Als er auffah, fand er sich allein, in der Schalte aber waren die fünf Finger einer Hand tief eingebraunt.

Nach R. I/45

46. Der lebendige Stock an der Eßger Fähre.

Eine Viertelstunde oberhalb Eßgen stößt eine zweite Fähre vom badischen Städtchen Hauenstein, der kleinsten Stadt im deutschen Reich, her ans Schweizerufer.

Dort hörte einst der Fährmann nachts vom linken Ufer her rufen: Hol, hol! Ungesäumt band er den Kahn los und fuhr hinüber, fand aber die Landungsstelle leer. Er kehrte also wieder um, hatte aber kaum das Heimatufer wieder erreicht, so tönte von neuem der Ruf über das Wasser: Hol, hol! Zum zweiten Mal trieb er sein Schifflein durch die Wellen, und sah sich wieder getäuscht. Verdrießlich steuerte er zurück und warf brummend die Kette um den Pfahl. Da, wahrhaftig, scholl es zum dritten Mal über die Wasserfläche: Hol, hol, hol! Trotz seines Aergers machte der Fährmann den Weidling wieder los und fuhr hinüber, rief aber, wie er ans Land stieß: Nun denn, wenn etwas von Gott da ist, so soll es jetzt kommen, denn bin ich auch diesmal umsonst gefahren, so ist's für heute zum letzten Mal. Kaum hatte er seine Rede beendet, so rollte polternd ein knorriger Stock in sein Fahrzeug und blieb darin liegen. Auf halbem Weg ging auf einmal der Weidling so tief, daß der Fährmann jeden Augenblick zu versinken glaubte. Wie der Kahn am jenseitigen Ufer aufstieß, richtete sich der Strunkholzgerade im Boote auf und sprach zu dem erschrockenen Fährmann: Dreimal habe ich diese Gegend verwildern sehen und hättest du nicht dreimal dein Schiff durch den Rhein gelenkt, so hätte ich wieder bei meiner Eiche harren müssen, bis eine Eichel herabgefallen und ein Baum daraus emporgewachsen wäre, aus dem man eine Wiege zimmern und meinen Erlöser hätte schaukeln können. Jetzt aber reich mir die Hand, denn du wirst bald wie ich ein Kind der Seligkeit. Vorsichtig hielt der Fährmann dem unheimlichen Gaste die Schalte entgegen, in die sich zischend die fünf Finger einer Hand einbrannten. Nun war auch der Stock verschwunden. Der Fährmann aber starb kurz nachher.

Nach Bi. 59

47. Die weißhaarige Brunnstubenfrau im Eßger Wald.

Nicht weit von Eßgen ist im Walde eine Brunnstube. Dahin kam in der hl. Nacht, wie es vom nahen Lutzingen 12 Uhr schlug, eine weißgekleidete Frau, mit schlohweißen Haaren, um sich da die Haare zu kämmen. Nie war es möglich, sie zu fragen, wer sie sei,

und was sie mache; denn nahte sich jemand, so flog sie wie ein Vogel in den nahen Wald und da fing es schrecklich an zu rauschen. Hörte dann das Rauschen auf, war die weiße Frau verschwunden.

Nach Bi. 39

48. Der Schloßschatz an der Eßger Rheinhalde.

Am Abhang der Jurahügelkette, welche gegen den Rhein hin sich absenkt, stand vor Zeiten, dem Dorfe Eßgen gegenüber, ein Schloß; längst ist kein Stein mehr davon übrig. Nur um die Geisterstunde erscheinen in heiligen Nächten die alten Ritter mit ihren Frauen, dann erschallt Musik und Tanz, bis die Geisterstunde vorbei ist.

Unter den versunkenen Trümmern liegt tief in der Erde der Schloßschatz. Zu gewissen Zeiten kommt er an die Oberfläche, dann glänzt und gleißt es von Gold und Edelsteinen in der Sonne. Da kann es geschehen, daß ein Glückskind dazu kommt und etwas davon erhaschen kann. So ging einst auch eine Frau von Eßgen vorüber und sah da viel Pfennige glänzen. Die Geldstücke waren freilich unbedeutend und mancher hätte sie sicher liegen gelassen, indessen die gute Frau dachte an ihre lieben Kinder daheim, die von ihr einen Marktkram erwarteten, wenn sie von Laufenburg, wo gerade Jahrmarkt war, zurückkehren würde. Die Mutter hob also einige von den unscheinbaren Münzen auf und steckte sie in den Sack. Bald traf sie andere Marktweiber an, mit denen sie die Zeit angenehm verplauderte. Sie hatte den Fund schon bald vergessen und erst, als sie durch das Bärenthor auf den Marktplatz kam, und da die vielen Pfefferkuchen und Zuckerbrötchen erblickte, erinnerte sie sich des Fundes und holte die Geldstücke aus dem Sacke hervor. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie eine Hand voll Sechskreuzerstücke hervorzog. Gerne wäre sie in ihrer Freude wieder zurückgekehrt, um die vielen übrigen Pfennige, womit der Boden besät war und die sie aufzuheben verschmäht hatte, zusammenzulesen, allein die Gelegenheit kehrte nicht wieder.

Die Sage mochte manchen reizen, den Schatz zu heben, doch wagte gleichwohl keiner das gefährliche Unternehmen, bis einst drei fremde Landjäger, welche auch davon erzählen hörten, beschloßen, zu untersuchen, was an der Sache sei. Bei finsterner Nacht gruben sie an der Stelle. Ihre Werkzeuge klirrten bald auf Eisen und nach kurzer Zeit kam ein eiserner Trog zum Vorschein, den

sie sofort mit 4 Kreuztalern unterlegten. In diesem Moment galoppierte ein dreibeiniger Schimmel die Straße herauf und verwundert rief einer der Landjäger: Schau doch, dort der Schimmel hat nur drei Beine. Kaum waren die Worte gesprochen, sank der Trog mit furchtbarem Getöse in die Erde zurück. Die Landjäger kehrten nach vielen Irrwegen nach Hause zurück, aber nur zwei, der dritte blieb verschwunden. Er war dem unheimlichen Geiste verfallen und blieb als Hüter des Schazes zurück.

Einige Zeit nachher fuhr ein Fuhrmann mit dem Wagen auf einem Waldweg an der Ruine vorüber und sah dort jenen Landjäger stehen. Er hatte ein gutes Gewissen und fürchtete sich nicht. Plötzlich aber blieben die Pferde bockstill stehen und wollten nicht mehr vorwärts. Vergebens hieb er auf sie ein und fluchte in seinem Unmut alle Kreuzdonnerwetter. Die Pferde schäumten und gingen scheu rückwärts. Auf einmal fiel ihm das Lösungsmittel ein, er kehrte den Wagen um und fuhr rückwärts über die Stelle und da war plötzlich der Landjäger verschwunden; die Pferde gingen ruhig weiter, aber der Rhein fing jetzt an zu stürmen und zu tosen, als wäre ein schweres Gewitter im Anzuge.

Noch einmal wurde die Hebung des Schazes versucht: Zwei Männer gruben eine eiserne Kiste heraus und hatten sie bereits mit vier Kreuztalern unterlegt. Wie sie aber den Deckel aufmachten, sprang ihnen eine greuliche Schlange entgegen und ringelte sich dem einen der Männer um den Hals, daß dieser laut aufschrie, worauf sich die Schlange ruhig wieder in die Kiste hineinlegte und rasselnd mit dieser in der Tiefe versank.

Volksmund u. Bi. 41

Mettau

49. Der eiserne Geldtrog in der hohlen Gasse.

Zwischen Mettau und Rheinsulz sollen, in der hohlen Gasse, ein römischer Wachturm und ein Schloß gestanden haben, von denen heute nichts mehr zu sehen ist. Unter der Erde aber liegt an dieser Stelle ein eiserner Trog voll Geld verborgen, und kann geholt werden, wenn man eine weiße Kage besitzt, an der kein weißes Härchen zu sehen, und die eine Nacht auf einem Kreuze geschlafen hat, sowie eine Drei-Engel-Kerze, welche von einer reinen Jungfrau drei Jahre getragen worden ist.

Mit diesen erforderlichen Dingen ausgerüstet, wagten einige Männer von Galten die Ausgrabung. Zwischen 11 und 12 Uhr begannen sie zu graben, die Kasse hatten sie neben sich auf dem Stuhl, damit sie den den Schatz hütenden Geist im Bann halte. Bald erschien der Trog und rasch legten sie vier Kreuztaler unter. Als sie aber nach dem glänzenden Schätze langten wollten, schoß aus dem Trog eine feuerspeiende Schlange jäh auf, sodaß die Schatzgräber vor Entsetzen aufschriehen, die Kreuztaler unter dem Troge liegen ließen und sich Hals über Kopf davon machten, worauf die Kasse tot vom Stuhl herunterrollte und die Kiste versank.

Ein ander Mal kam ein armer Knabe, beim Holzsuchen, durch die hohle Gasse, an jenem Schloß vorbei. Da sah er vor sich auf dem Weg einen Groschen blinken; wie er ihn aufhob, entdeckte er einen zweiten und dritten, eine ganze Zeile. Er suchte sie fleißig zusammen, bis er 24 hatte. Als er das letzte Stück aufhob, blickte ihm ein großer schwarzer Mann über die Schulter. Der Schrecken lähmte dem Knaben die Zunge, auch der Schwarze schwieg und verschwand nach einer Weile. Dem Knaben schien es, als ob sich die Erde unter seinen Füßen bewege und der Sturmwind durch die Blätter ginge. Hätte der Knabe den Mann angeredet, so würde er ihn erlöst haben und der ganze Schatz im Berg wäre sein gewesen. Nun aber muß der Geist nochmals 100 Jahre ruhelos umherwandern, bis er wieder erlöst werden kann.

Bi. 74

50. Der Amsupper.

Bei Mettau liegt der ausgedehnte Amswald (Ams bedeutet M. h. d. = Heu). Durch dieses Gehölz zieht sich ein Waldweg über den Amsbuck. Diese Stelle wurde in früheren Zeiten von alt und jung gemieden, denn da reitet der Wilde Jäger einher, der Amsupper. Begleitet von zwei Hunden sitzt er, ohne Kopf auf einem halben Pferde. Sein Weg führt über die Höhe bis an den Rhein, wo er verschwindet. Es ist ihm nicht gut begegnen. Das erfuhr einmal ein Bauer aus Mettau, der an einem Sonntag Vormittag über den Buck wollte. Auf einmal stand das Gespenst vor ihm, ohne Haupt und ganz schwarz. Der Mann fiel vor Schrecken in Ohnmacht und stürzte zu Boden, wo er wie tot liegen blieb. Einige Zeit nachher fanden ihn Kinder und brachten den halb Sinnlosen nach Hause. Von da an blieb der Mann still und in sich gekehrt und hat von dem Erlebnis nie etwas Genaueres erzählt.

Um die Jahrhundertwende tauchte im Forste von Mettau ein mächtiger Rehbock auf. Lange Zeit konnte er aller Jägerlist zuvorkommen. Es bildete sich schließlich die Sage, das sei die veränderte Gestalt des Amsupper und man gab ihm diesen Namen. Doch erlag er schließlich doch einer Kugel und sein Geweih schmückt heute eine Stube in Mettau.

Volksmund u. R. I/201

Wil

51. Der spukende Stier.

In Wil bei Mettau zeigte man noch in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts ein Haus, vor dem jede Nacht ein Stier erschien und mit kläglichem Brüllen die Hörner in die Hauswände stieß, daß die Balken krachten. Dies war der büßende Geist eines Hausvaters, der ehemals hier wohnte. Als er im Sterben lag, schlug er allen Trost der Freunde und Kinder aus und konnte nicht enden, die nutzlose Plage des kurzen Menschenlebens zu verwünschen. „Wenn ich ein Stier gewesen wäre“, sagte er zu seinen Söhnen, so könntet ihr nach meinem Leben doch wenigstens ein paar Dublonen aus meiner Haut lösen, so habt ihr gar nichts mehr von mir.

Nach R. I/18

52. Die Schloßjungfer von Wessenberg.

Auf einer steilen Felskuppe südlich von Wil, gegen Mandach, stand vor Zeiten eine Burg, die einem bekannten Geschlecht den Namen gegeben hat, die Wessenberg. Nach der Sage hauste später hier jener Rudolf von Balm, der mit dem unseligen Johann von Schwaben Mitbeteiligter am Königsmord bei Windisch war, und der seine Tat mit lebenslänglicher klösterlicher Einsamkeit und der Zerstörung seiner Burg büßte.

Die Burg ist nicht mehr aufgebaut worden, Moos und Gebüsch bedeckten die Mauern, die Sage nistete in ihren stillen Trümmern und wob weiter am Traume eines verblichenen Geschlechtes. Heute ist kein Stein mehr von ihr zu finden.

Doch drunten im Berg, in den weiten Kellern hütet die Schloßjungfrau eine eiserne Kiste, in der sich ein Schatz befindet. Alle Karfreitage erscheint sie oben auf der Erde und wandelt auf dem ver-schütteten Schloßhof umher und umschreitet wehmütig das verwil-

derte Burggärtlein. Will die Witterung ändern, so kommt sie bis zum Dorfbrunnen in Hottwil herunter. In ihrer Schürze trägt sie Linnen und Wäsche, um sie dort zu waschen.

Oft hat man auch schon einen grüنگekleideten Mann mit Schnallenschuhen und einem breitschattenden Hut gesehen. Wer den Schatz heben will, muß ein schwarzes Kalb, ohne ein einziges weißes Haar, mit reiner Milch aufziehen und auf den Berg führen. Doch ist das Werk bis jetzt noch keinem gelungen. Nach Bi. 43

53. Die Schatzgräber auf dem Stuz.

Man erzählt, daß auf dem Stuz bei Wil ein Schatz vergraben sei, den ein Geist hütete. Einmal versuchten ein paar Männer, den Schatz zu heben, um auf möglichst leichte Art der Sorgen ums tägliche Brot los zu sein. Sie schlichen bei finsterner Nacht an den unheimlichen Ort. Einer flüsterte hastig eine Beschwörungsformel und dann fingen sie an zu graben. Während der Arbeit bemerkten sie, wie eine große schwarze Spinne langsam dahergekrochen kam. „Seht, wie die einen dicken Bauch hat“, platzte einer heraus, und alle lachten aus vollem Halse. Kaum war das geschehen, prasselten von allen Seiten unsichtbare Schläge, wie von Knütteln, auf die armen Schatzgräber nieder, dazu brach ein furchtbares Unwetter los, daß sie nur mit größter Mühe und unter Aufbietung aller Kräfte, den Heimweg fanden. So hatten sie nichts als einen zerbläuten Rücken.

Schwaderloch

54. Tannbüschli verfolgt Traubendiebe.

Im Unterdorf in Schwaderloch war vor Jahren ein Stück Reben. Aus diesem holten sich zur Herbstzeit Nachtbuben gerne Trauben. Als sie nun wieder einmal, nach vollbrachter Tat neben einem Hause auf einer Sagtanne saßen und sich an dem Raube gütlich taten, hörten sie ein schleppendes Geräusch, wie wenn jemand mit Holzschuhen auf sie zu schlarpte. Blitzschnell wurde der Raub in Taschen und Hosensäcken verstaubt und die Flucht ergriffen. Wie aber einer rückwärts sah, bemerkte er, wie ihnen ein kleines Tannbüschli folgte. Es ging ihnen nach bis in einen Wagenschopf im Oberdorf, wo es verschwand.

Nach Bi. 74

55. Das spukende Roß beim Sennhof.

Der Sennhofbauer wollte einst dreschen. Da das damals nicht mit der Maschine geschehen konnte, brauchte er 3 kräftige Drescher, die es verstanden, mit ihm den Diertakt auf den Scheunenboden zu trommeln, daß es stob. Er stieg also abends ins Dorf hinunter und suchte seine Leute. Spät in der Nacht kehrte er heim. Wie er an dem Graben vorbei will, der nahe bei seinem Hofe liegt, kugelt ihm auf einmal ein schwarzes Roß vor die Beine. Der Mann ist etwas erstaunt und will zur Seite, doch das Tier rugelt ihm nach und verhindert ihn am Weiterstreiten. Da wird es dem Sennbauern doch zu bunt, er fängt an zu fluchen, was das Zeug hält, und auf einmal ist das Roß verschwunden. Nachdenklich geht der Mann heim und legt sich zu Bett. Wie er eine Weile geschlafen hat, klopft jemand ans Fenster. Der Sennhofbauer glaubt, es seien die Drescher und steht auf. Wie er aber die Kammertüre öffnet, steht ein weißglühender Eisenofen an der Zimmerschwelle, sodaß er darüber stürzt und sich jämmerlich verbrennt. Als kurze Zeit darauf die Drescher anlangten, hörte einer im Salzkasten etwas rollen; daraus schloß man, daß man des Mannes verbrannte Schenkel mit Salzwasser beneßen müßte und diese heilten wirklich. *Nach R. I/195*

Gansingen

56. Sagen von der Sinzenmatt.

N a m e u n d G e s c h i c h t e.

An einem nach Norden auslaufenden Jurahang, zwischen Gansingen, Galten und Büren, liegt eine große, einsame Wiesfläche, die in alten Zeiten Neumatt, später Wickematt und endlich Sinzenmatt geheißen wurde. Diese Wiese grenzt gegen Morgen an die Galgenmatt, wo früher der herrschaftliche Galgen gestanden hat.

Zwei Wege führen, wie in alten Zeiten, über diese Wiese nach den benachbarten Dörfern.

Wer weiß, wie viele Nationen und Kriegsscharen schon den Rhein hinauf- und hinabgezogen sind? Nicht alle melden die Annalen der Geschichte. Doch wo sie schweigt, da erhebt die Sage ihre raunende Stimme und hebt den Schleier von längst entschwundenen dunklen Zeiten.

In jenen Tagen, als die Römer ihre Pferde noch am Rhein

tränkten, holten sie das Futter ab der Sinzenmatt, welche als eine der ältesten Rodungen der Umgegend damals den Namen Neumatt hatte. Aber nach der Eroberung des Landes durch die Franken wurden diese Täler menschenleer. Grafen, Herzoge und Barone führten gegen den König und unter sich Krieg und suchten sich zu kleinen Fürsten aufzuwerfen. So kam auch im Gansingertal das meiste Land unter die Herrschaft derer von Wicka. Das Geschlecht verzweigte sich bald in mehrere Aeste, von denen der Zweig, der Gansingen beherrschte, bald ausstarb. Nun kam die Römer- oder Wickematte zu einem Teil an die Herren von Sinzen, während der andere Teil vom sog. Kaisergeschlecht beansprucht wurde. Darüber entstand ein langjähriger Zank und Hader, bis die letzteren, des ewigen Streites müde, ihren Teil an die Gemeinde Gansingen verkauften und sich in den Steinhof der Gemeinde Wil zurückzogen. Von da an wurde die Wiese Sinzenmatt geheissen.

Ungetreue Markrichter als feurige Männer.

Nachdem das Kaisergeschlecht seinen Mattenanteil an die Gansingerbürger verkauft und abgetreten hatte, setzte es neue Streitigkeiten zwischen der Gemeinde und den Sinzern ab. Es wurden daher 9 Schiedsrichter gewählt, um den Streit zu schlichten, doch die Richter ließen sich bestechen und entschieden an Ort und Stelle zu Gunsten der Sinzer. Die Bürger mußten sich fügen, denn der Spruch der Richter war rechtskräftig. Allein nach ihrem Tode sah man in stillen Voll- und Neumondnächten oft feurige Männer von Markstein zu Markstein gehen. Sie bezeichneten mit Stangen die Stellen, wo die Grenzpfähle und Marksteine hätten stehen sollen und schüttelten sich, daß ganze Feuergarben aufflackerten. Wie nun die Sage allgemein bekannt und verbreitet wurde, wollten es die Angehörigen der Markrichter nicht gelten lassen. Es kam zur Untersuchung: An einem Morgen, nachdem sie in der Nacht vorher gesehen worden waren, ging man in ihre Häuser und betrachtete ihre unter der Ofenbank stehenden Schuhe. Diese waren kohlschwarz und hatten verbrannte Sohlen, ein hinlänglicher Beweis, daß etwas an der Sache stimmte.

Sonderbare Markbestimmung. Als endlich die Sinzer Gansingen verließen und ihre Besitzungen verkauften, entstanden neue Streitigkeiten. Ein neues, neungliedriges Markgericht wurde zusammengesetzt. Es bestand aus vier Männern von Mönthal und vier von Mettau mit dem Dogt von Gansingen als

Obmann. Letzterer wohnte damals im Schloß zu Hauenstein. Dieses Markgericht versammelte sich ebenfalls auf der Sinzenmatt und einigte sich, nach fünftägigem Hin- und Herreden, auf folgenden Weg: Jeder Markrichter nahm einen 2 Fuß langen Stab, der Vogt steckte den seinigen ungefähr da ein, wo nach seiner Ansicht der Grenzpfahl stecken dürfte. Hierauf warfen die 8 andern Markrichter so lange mit ihren Stäben nach dem Stocke des Vogtes, bis dieser umfiel. Wo er lag, wurde von seiner Spitze aus die Grenze, 3 Fuß gegen Abend, gestellt. Als Grenzzeichen steckten sie Weiden, Erlen, Eschen, Ringerten (Eberesche) und Weißdornzweige ein, welche allmählig zu mächtigen Stöcken heranwuchsen und zum Teil bis in unser Jahrhundert, als lebendige Zeugen die einzelnen Mattenstücke voneinander schieden.

Die glückliche Beilegung des langen Streites nannte man später, nach jenen Stäben oder Hicken, den Hickenentscheid und feierte ihn alljährlich durch ein besonderes Hirtenfest.

Das Hirtenfest.

Da, wo die Wege von Gansingen und Büren in die Sinzenmatt einmünden, kamen die Hirten alljährlich am Gallustage zusammen, jeder brachte eine vorn zugespitzte, harthölzerne, etwa 2 Fuß lange Hicke mit; man wählte einen Hickenmeister, bezeichnete auf dem Hickenplatz einen Kreis und machte in dessen Mitte das sog. Hickenloch, dann in den Rund des Kreises so viele Löcher, als Hirten waren. Der Hickenmeister stieß nun seine Hicke ins Hickenloch, und die andern mußten, der Reihe nach, nach diesem Ziele werfen, wer fehlte oder wessen Hicke nicht im Hickenloch stecken blieb, der mußte zur Strafe dreimal im Kreise herumlaufen, während die andern aus ihren Löchern ihm eine Erdscholle auf den Rücken warfen. Fehlte ihn einer, so hatte auch dieser die Strafe zu erleiden. Nach Beendigung dieses Spiels deckte jeder sein Loch mit den Worten zu:

Ich decke mein Loch mit Schwefel und Pech,

Daß mir es der Teufel nicht aufbrech.

Dieses Hirtenspiel dauerte bis ins 19. Jahrhundert hinein.

Rechte und Bräuche auf der Sinzenmatt.

Von jeher galten auf der Sinzenmatt besondere Rechte und Bräuche:

1. Es durfte nichts von der Wiese aufgebrochen und zu Ackerland umgewandelt werden.

2. Keinem Besitzer war es gestattet, grünes Gras ab der Sinzenmatt mit nach Haus zu nehmen, sondern alles mußte zu Heu und Emd verwendet werden. Ebenjowenig durfte ein Anteilhaber Heu oder Gras zur Fütterung des Viehes auf Nebenplätzen und Nebenstraßen verwenden. Die Geringschätzung solcher Gebräuche hatte bedenkliche Folgen. Als einst ein Besitzer des Bruderhofes mit zwei Pferden ab Ordonnanz, d. h. der Musterung heimkehrte und bei jener Wiese Halt machte, um seinen Pferden Heu ab der Sinzenmatt vorzuwerfen, wurden die Tiere scheu und gingen durch. Wie im Flug gings über Stock und Stein, bis die Pferde schraubend und keuchend auf dem Gugelberg mit dem Wagen an eine Linde anrannten und endlich stehen blieben.

3. Kein Besitzer konnte mähen und heuen, wenn es ihm gefiel, sondern für den Heuet war der 27. Juni, der Tag der 7 Schläfer, und für das Emden der 27. August, der Aurelianstag, bestimmt.

4. Damit kein Mattenbesitzer, den alten Brauch vergessend, früher oder später beginne, wurde jeder noch vorher daran erinnert mit den Worten: Man geht morgen auf die Sinzenmatt.

5. Alle, welche zum Heuen auf der Sinzenmatt erschienen, mußten eigentümlich gekleidet sein: Die Männer trugen einen weißen Strohhut mit schmalem Rand und rotem Band, ein weißes Hemd mit um den Hals gehendem Krös von genau 99 Falten, ferner ein rotes Wams, worauf die Jahreszahl und der Name des Tragenden mit schwarzem Faden gestickt war, dazu große Flotterhosen und Bundschuhe.

Die Weibspersonen aber trugen einen weißen Hut mit 8 Hörnern, 4 auf- und 4 abwärts gerichtet, ein weißes Gölter, eine weiße Schürze, rote Strümpfe und Rinkenschuhe mit zwei Zoll hohen Absätzen.

6. Die Matte war Gemeindweide für alle Anteilhaber. Sie ging, wie man sich ausdrückte, unter Hur. Das z'Weidgehen wurde am 16. Oktober am Gallustage abgehalten. Es dauerte nicht länger als 3 bis 4 Tage und begann um 9 Uhr morgens. Am Abend wurde das Abfahren, sowie das Aufhören des z'Weidgehens durch die Stierenbrülle bekannt gemacht. Auf dem höchsten Punkte drehten die Hirten mit einer Stange ein ca. 1½ Fuß tiefes Loch im Boden aus, oben eng mit einer sehr kleinen Oeffnung, unten aber möglichst weit; ringsumher wurden dann mit dünnen Stäben 5 bis 7 kleinere Löcher gegen das große gestoßen und auf jedes legte sich ein Hirte, um aus Leibeskraften in das kleine Loch hin-

einzubrüllen. Dadurch entstand nun ein schreckliches Gebrüll, welches weit umher, an den Bergwänden widerhallend, gehört wurde.

Zur pünktlichen Ueberwachung dieser Bräuche waren zwei Sinzenaufseher bestimmt, einer von Gansingen und einer von Galten.

Al rune unter dem Haselstock.

Im Lauf der Jahre wuchsen die eingesteckten Markzeichen zu stattlichen, mit Moos bedeckten Stöcken heran. An einer Haselstaude und einem Weißdorn wuchsen Misteln. Unter der Haselstaude saß eine Al rune und unter dem Weißdorn hatte eine weiße Schlange ihre verborgene Wohnstätte. Wer sich in Besitz der weißen Schlange setzen konnte und es ihm gelang, ihr den Kopf abzuschneiden, der mußte ihn in ein Gefäß mit Haselnußöl legen, dann war er im Besitze geheimnisvoller Kräfte, er konnte jedes Schloß öffnen, verborgene Schätze finden und sich vor Menschengenossen unsichtbar machen. Sogar der Teufel gab ihm den Wechseltaler, der die wunderbare Eigenschaft besitzt, da er immer wieder nach drei Stunden in die Tasche des Wechselnden, zur eingewechselten Münze zurückkehrt. — Dafür hat dann der Besitzer freilich auch allerlei Verpflichtungen zu übernehmen. Allnächtlich in der Geisterstunde hat er das Weiße von einem Ei und eine Raute in das Gefäß zu legen, sonst holte ihn der gänsfüßige schwarze Peterli. —

Einst, es mögen wohl 100 Jahre seither verflossen sein, als des Dögtlis Luz von Galten mit andern im Schloß zu Bernau arbeitete. Sie verkürzten sich die Zeit mit allerlei Gespenstergeschichten und kamen so auch auf die Al rune zu sprechen. Luz bemerkte zufällig, nicht weit von seinem Hause sei ein Haselstock mit einem Büschel Misteln, und wenn das Auffuchen des Galgenmännleins so leicht wäre, so wäre er schon lange ein steinreicher Mann. Diese Worte waren so hingeworfen, und der oder jener mochte sich vielleicht im Stillen etwas dabei gedacht haben, doch schwieg jeder und die Arbeit machte der Ruhestunde überdies ein Ende. Luz kehrte nach Feierabend nach Hause und hatte das Gespräch schon längst vergessen. Wie er aber am Abend, nach dem Nachtessen, noch ein wenig auf der Ofenbank saß, war er nicht wenig erstaunt, als auf einmal die Stubentüre sich sperrangelweit öffnete und ein wildfremder Mann über die Schwelle trat. Der Fremde war sonderbar gekleidet, Luz glaubte die Tracht schon auf der anderen Seite des Rheines, im Hohenwald gesehen zu haben. Er trug einen Hut mit roten Bän-

bern auf den Kopf gestülpt und auf dem Rücken einen großen Ranzen aus Bärenhaut, in der Hand aber einen mächtigen Stock, dessen Knopf in einem greulichen Schlangenkopfe endigte. Luz blickte den Fremden erstaunt an. Dieser aber scharrte mit dem linken Fuß an der Türschwelle, kniete wieder, entblößte das Haupt, grüßte auf landesübliche Art und sagte dann: Seid ihr im Stande, mir den Haselstock mit der Mistel zu zeigen, von dem ihr kürzlich gesprochen habt? Luz kam die Frage sonderbar vor, doch bejahte er. Da trat der Fremdling enge zu ihm heran und machte ihm im Flüsterton den Vorschlag, die Alrune gemeinsam zu heben, die Ausgrabung sei seine eigene, die Unterhaltung derselben aber gemeinschaftliche Sache, man bringe sie in eine bleierne, mit Samt ausgefütterte Schachtel, den Kopf gegen Morgen gerichtet und gebe ihr um die Geisterstunde eine Muskatnuß und morgens um halb 4 Uhr das Weiße von einem Ei. Der tägliche Ertrag von 2 — 3 Talern werde um die Mitternachtsstunde aus der Schachtel genommen. Das Männlein könne aber nur eine Mannsperson von unter 60 Jahren füttern, dabei müsse er den Kopf gegen Abend kehren, die Beine übereinander schlagen und kein Wort sprechen, sonst sei alle Mühe verloren. — Die Alrune könne übrigens auch verkauft werden, aber nur bis in die fünfte Hand, da sterbe sie und der Teufel hole den letzten Besitzer. — Nach einigem Besinnen fand Luz die Sache doch nicht recht geraten und glaubte, es sei das Beste, wenn er dem Schwarzkünstler alles überlasse und mit der Geschichte nichts zu tun habe, doch erbot er sich, ihm den Stock zu zeigen, wofern ihm dabei keine Gefahr drohe.

Die Ausgrabung sollte zwischen 11 und 12 Uhr vorgenommen werden, allein im ganzen Haus war keine einzige Uhr und die einzige im Dorf befand sich in des Hausfriedlis Haus. Beide begaben sich also vor diese Wohnung und warteten, bis drinnen die Schwarzwälderuhr 11 Mal schlug. Dann brachen sie auf nach der Sinzenmatt. Hier zog der Schwarzkünstler murmelnd einen Kreis um den Haselstock, holte aus dem mitgebrachten Ranzen eine Schachtel, stellte diese in die Mitte des Kreises, kniete hierauf nieder und murmelte ein paar lateinische Worte. Dann holte er ein kleines Werkzeug hervor, steckte dieses an den Wanderstab und schlug damit dreimal an den Haselstock. Beim ersten Schlag, bemerkte der Fremde, würde ein leises, beim zweiten ein stärkeres Getöse sich hören lassen, beim dritten aber ein fürchterliches Brüllen entstehen, während dessen das Galgenmännlein herauskom-

men, wie unsinnig im Kreise herumrennen, sich aber schließlich ruhig in die Schachtel legen werde. Einige Zeit lang blieb Luz zitternd stehen, als aber beim dritten Schlag ein so fürchterliches Tosen und Krachen anfang, lief er, wie von Sinnen, vor Entsetzen davon und ließ den Zauberer allein. Was weiter geschehen, bleibt unbekannt.

Einige Jahre später besuchte Luz den Markt in Laufenburg. Plötzlich fiel ihm unter den Marktbesuchern ein Mann auf. Auch dieser schien Luz zu beachten. Beide erkannten sich gegenseitig, der Fremde war jener Schwarzkünstler, den Luz im entscheidenden Augenblick so schmäzlich im Stiche gelassen hatte. Gleichwohl gab ihm dieser nun die versprochene Belohnung und Luz war reich sein Leben lang.

Hebung des Schatzes auf der Sinzenmatt.

Unter dem Haselstrauch auf der Sinzenmatt liegt auch ein großer Schatz verborgen. Um ihn heben zu können, muß man eine brandschwarze Kaze haben, die kein weißes Härchen zählt, im Zeichen der Zwillinge geboren ist, und eine Nacht auf einem Kreuzwege geschlafen hat. Die Hebung kann nur am ersten April stattfinden, um Mitternacht, wobei man die Kaze an eine weiße Gerte bindet und kein Sterbenswörtchen spricht. Sobald der Schatz sich sehen läßt, muß er sogleich mit drei Kreuztalern unterlegt werden.

Einige Bürger von Galten unternahmen die Ausgrabung wirklich; bereits konnten sie den Stock auf die Seite heben und sahen schon den Geldhaufen schimmern, da griffen alle hastig nach demselben und ließen den Haselstock frühzeitig fahren, worauf dieser wieder zurück sank und den Stock von neuem bedeckte. Hierauf machten sie das Loch größer, sahen auch den Schatz zum zweiten Mal glänzen und wollten ihn mit den Kreuztalern unterlegen, allein da erhob sich ein sonderbares unterirdisches Geschrei und Getöse, daß sie erschrakten und innehielten. Doch faßten sie wieder frischen Mut und griffen beherzt nach den Goldstücken. Da züngelte ihnen zischend und feuerspeiend eine weiße Schlange entgegen, so daß sie laut aufschreiend entflohen. Der Schatz versank wieder in seine dunkle Tiefe, ohne daß eine Spur davon zurückgeblieben wäre, außer dem Loch, welches heute noch zu sehen ist.

Hexentänze auf der Sinzenmatt.

Vor Zeiten arbeitete einmal der Maurer Marti von Büren in Galten im Taglohn und kehrte nachts spät über die Sinzenmatt

nach Hause. Es war spät im Herbst, der Nebel brütete über den Wiesen. Auf einmal blieb der Mann stehen. Aus dem grauen Gewoge schimmerte Licht und ein taghell erleuchteter Palast stand plötzlich da, wo vorher nur Gebüsch gewesen war. Marti traute seinen Augen kaum. Da vernahm er auch eine wunderbar schmeichelnde Musik, dergleichen er noch nie gehört hatte. Unter einem Baum aber erblickte er eine ganze Tanzgesellschaft, die sich in tollem Reigen schwang. Marti verspürte Lust, auch mitzutun, da trat auf einmal eine Bekannte zu ihm und lud ihn unter schelmischem Lächeln zu einem Walzer ein. Der Mann entschuldigte sich zwar, er sei müde und nicht im besten Anzug, doch ließ er sich von der munteren Tänzerin nicht lange bitten. Sie führte ihn an einen großen runden Tisch, an welchem viele Leute saßen, unter denen er auch einige Bekannte entdeckte, die ihn freundlich zum Essen einluden. Marti, müde und hungrig wie er war, ließ sich nicht zweimal bitten, sondern setzte sich gleich an den Tisch, wo noch Platz war, und griff wacker zu. Allein der Wein roch nach Rauch und das Fleisch nach Aas. Hierauf tanzte er auch noch einige Walzer und Hopser und sah dann, wie immer mehr Leute herankamen, diese ritten auf Böcken, Ofengabeln und Besen, einer sogar auf einer Ente. „Jetzt wollen wir zum Frühstück“, sagte eine bekannte Tänzerin zu Marti, „halte dich fest an meiner Schürze“. Sie setzten sich also miteinander auf eine Ofengabel und ritten durch die Nacht auf eine Wiese in der Gemeinde Wil, wo sie wieder eine Menge Gäste antrafen. Das Frühstück bestand in Wein, Liqueur, Braten und Kuchen. Lustig ging es zu, bis in Mettau die Morgenglocke ertönte. Da war plötzlich die ganze Gesellschaft verschwunden und Marti konnte müde und allein nach Büren zurückkehren.

Zug der Fraufastenweiber.

Alle Vierteljahre kamen vor Zeiten die sogenannten Fraufastenweiber und hielten auf der Sinzenmatt ihr Nachtlager. Sie waren weiß gekleidet und die Männer trugen zudem große Stricke und Ketten um den Hals, die Buße anzeigten. Ein großer Bube mit einem Bündel schritt voraus, um den Weg zu säubern. Alles entfernte sich, wenn der Zug herankam, welcher wie das wütende Heer in Wil durch eine Scheune, in Gansingen durch des Schnurris Garten, in Galten durch den Schopf des Bruderhofes und in Bütz durch des Stäublis Hausgang ging. Jeder Hausbesitzer gab die drei weißen Almosen, bestehend in Eiern, Mehl und Butter. Die Frau-

fastenweiber standen beim Volk in hohem Ansehen als Wahrsager und Propheten. (Erinnerung an die Geißler.)

Zauber musik und Geister schloß auf der Sinzen matt.

Wie die Geister und Hexen, so hatten auch die Träger der Gespenstergeschichten, Zigeuner, Körper und Kesselflicker, auf der Sinzenmatt ihre Lagerplätze.

Als einst des Kochbauers Marei im Herbst mit andern Mädchen in das Eichhölzli ging, um Eicheln aufzulesen, war gerade die Zigeunerfamilie Mohr daselbst im Lager. Diese hatte einen Sohn namens Jubitten; wie dieser die Marei sah, gefiel sie ihm und er knüpfte ein Liebesverhältnis mit dem frischen Naturkinde an und lud sie ein zum Mittagessen unter die Eiche. Dieses bestand in Speck Ankenbrösel und Wein. Marei war erstaunt, so reichgedeckten Tisch bei Landfahrern zu finden, doch Jubitten löste ihr das Rätsel mit der Erklärung, daß seine Alte eine Hexe sei, und alles herbeischaffen könne. Sofort erwachte in Marei der lebhafteste Wunsch, auch hexen zu können, doch Jubitten gab ihr zu verstehen, daß eben nur Familienglieder diese Kunst erlernen könnten, sie folglich zuerst, mit Einwilligung ihres Vaters, seine Frau werden müßte. Marei mißfiel diese Bedingung nicht und der Vater gab gerne seine Zustimmung, denn er hoffte, so selbst noch in seinen alten Tagen der Hexenkunst teilhaftig zu werden, um reich zu werden. Sie begaben sich also am Samstag miteinander ins Zigeunerlager und wurden von Jubitten freundlichst empfangen. Die Heirat wurde alsbald nach Zigeunerbrauch vollzogen und Marei in der Hexerei noch am gleichen Tage unterrichtet. Man reichte ihr unter vielen Glückwünschen den Hexentrank, setzte ihr das Wüschelhütchen auf, holte Besen und Ofengabel herbei, und machte zum Schluß noch in der gleichen Nacht einen Hexenritt. So vergingen fünf Freudenjahre. Da aber reisten Brugger Kaufleute die Straße über Bühlersteig, und Jubitten griff sie mit seinen verwogenen Gesellen an, wurde jedoch erschlagen und nach stattgehabter Untersuchung unter dem Galgen in der Galgenmatt verscharrt; die Familie Mohr aber auf 101 Jahre aus der Gegend verwiesen. Nur Marei wurde begnadigt, und durfte zu ihrem Vater zurückkehren. Die Gemeinde machte hierauf, auf Befehl der Behörden, das Zigeunerlager urbar, und reutete den Wald in dieser Gegend aus. Daher kommen die Namen Gemeind-Rüti, Gräbtacker und Langmatt. Später wur-

den Gräbtacker und Langmatt feilgeboten, allein niemand tat ein Angebot darauf, aus Furcht vor den Hexen, nur der Lochbauer selbst bot 5 Schilling darauf und erhielt sie um diesen Spottpreis.

Marei verbreitete nun die gefährliche Hexenkunst in der ganzen Umgegend, bis schließlich eine der Unglücklichen auf dem Scheiterhaufen büßte, dann verlegte sie den Hexentanz auf ihres Vaters Eigentum, in die obere Ecke der Langmatt, auf eine mächtige Eiche. Bei Nacht war diese wunderbar erleuchtet und glich einem Zauberschloß mit tausend kristallinen Fenstern und durch viel hundert Säle rauschte eine berauschte Zaubermusik.

Das Kriegsjahr 1744 brachte eine Abteilung Panduren nach Gansingen und mit diesen ein bewegtes Leben ins ganze Tal. Einst begleiteten der Feldscherer und der Feldweibel zwei Näherinnen, welche in Gansingen tagsüber auf der Stöhr gewesen waren, bei Nachtzeit über die Sinzenmatt, heim nach Galten. Bei der Langmatt angekommen, fanden sie das Schloß erleuchtet und hörten die verlockende Geistermusik. Die Mädchen fürchteten sich, allein der Feldscherer tröstete sie: Seid ohne Furcht, meine zwei Pistolen werden den Hexen den Tanz schon verleiden. Mit diesen Worten hob er den Arm und feuerte zwei Schüsse auf die Eiche ab. Sofort erlosch die Beleuchtung, die Musik verstummte und stockfinstere Nacht bedeckte die Wege. Die beiden Panduren verirrten sich mit ihren Mädchen und tappten die ganze Nacht auf der Sinzenmatt herum und waren am Morgen auf der Rötelhalde unter einer Buche. Hierauf kehrten sie auf die Sinzenmatt zurück, um zu sehen, was die Pistolen angerichtet hätten. Sie fanden unter der Eiche Blutspuren, Schürzen, Brustlätze, Pantoffeln und eine wunderliche Kopfbedeckung mit einem Eichhörnchen als Verzierung. Sie wiesen diese Gegenstände den Ortsvorstehern vor, allein infolge der Kriegsläufe unterblieb eine Untersuchung und da keine Hexentänze mehr abgehalten wurden, blieb die Angelegenheit allmählich vergessen.

Marei aber hatte bei jenem Vorfall einen Streifschuß erhalten und mußte das Zimmer hüten. In dieser Krankheit hatte sie viel Durst und molk in ihrer Stube des Schnuribauern Kühe. Dieser hatte schon längst die Marei im Verdacht und prügelte sie bei nächster Gelegenheit so wacker durch, daß sie die Auszehrung bekam und innert Jahresfrist starb.

Der Fall der Hexeneiche.

Nach dem Tode der Hexenmutter wurden die nächtlichen Zusammenkünfte immer seltener und in des Sämis Au nach Wil verlegt; Langmatt und Aegerten aber wurden vom Gemeinderat an eine Gant gebracht, aber niemand wagte den Hexentanzplatz zu kaufen. Endlich bot des Tonis Bub von Unter-Galten 100 Gulden auf die Langmatt und wurde wegen dieses Schandangebotes vom Ammann von der Gant fortgejagt, erhielt sie aber doch, durch Fürsprache und Vermittlung seiner Base beim Baron Von Rolle. Der neue Besitzer wollte nun die Wiese umgraben und die Hexeneiche ausgraben. Aber die besten Aexzte, Schaufeln und Hacken wurden an ihren Wurzeln stumpf. Damals lebte in Eßgen ein alter Schmied, der die Kunst verstand, Werkzeuge gegen Hexerei zu härten. Zu dem ging nun des Tonis Bub, erhielt aber den Bescheid, er solle am 1. April wieder kommen, denn vorher müsse eine brandschwarze Kaze ohne ein weißes Härchen drei Tage in der Schmiede geschlafen haben und die geschmiedeten Werkzeuge noch 24 Stunden im heißen Wasser gesotten werden. Vor Sonnenaufgang solle er sie dann holen, einen Kreuztaler, ohne ein Wort zu sprechen, in den Löschtrog legen, ohne sich umzuwenden so rasch wie möglich entfernen, und dann getrost, am Mittwoch, vor Sonnenaufgang mit der Ausgrabung beginnen.

Am bestimmten Tag ging Toni hin, die Art war gut, durchhieb mit mächtigen Streichen die knorrigen Wurzeln, und am Abend konnte die Eiche bewegt werden, ohne aber fallen zu wollen; Angst befiel Toni, denn die Eiche schien sich immer auf die Seite zu neigen, wo er stand, er mochte hinstehen, wo er wollte. Als aber endlich, beim Klang der Betzeitglocke in Gansingen, ein unterirdisches Getöse sich vernehmen ließ, eilte Toni erschrocken Galten zu, und überließ die verfluchte Hexeneiche ihrem Schicksal. Vier Wochen lang lag er krank darnieder und sah in seinen Fantasien die Zaubereiche schwanken, aber am 7. Tage erhob sich ein schrecklicher Sturmwind, und stürzte in der Nacht, unter furchtbarem Krachen den riesigen Baum in die Tiefe. Seither hörten die Hexentänze gänzlich auf.

Die undurchdringliche Hecke auf der Sinzenmatt.

Als einst ein Bursche aus Büren von einem Kiltgang in Unter-Galten nachts 11 Uhr über die Sinzenmatt heimkehrte, sah er auf

einmal ein dichtes Gebüsch, wie eine undurchdringliche Hecke vor Augen. Die ganze Nacht lief er derselben entlang, auf und nieder, um einen Durchgang zu finden, umsonst. Bei Tagesanbruch befand er sich in der Nähe des Dorfes Gansingen, wo ein dreibeiniger Hase die Wanderer in die Irre führt.

Ein anderer, ein Bürger von Galten, war auf dem Heimweg von Remigen. Wie er auf die Sinzenmatt kam, trat ihm ein so dichter Nebel entgegen, daß er die ganze Nacht umherirrte, ohne einen Ausweg zu finden. Am Morgen befand er sich auf der Galtener Zelt.

Gefürzt und bearbeitet nach Bi. 61

57. Die schöne Pfarrköchin Helene Heim und der Pandurenobrist.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte zu Gansingen ein greiser Pfarrer namens Fehr. Bei diesem diente eine Nichte aus dem nahen Städtchen Laufenburg, Helene Heim. Sie war ein junges hübsches Ding, mit braungelocktem Haar und schwarzen Kirschenaugen, die gar übermütig zu bliken vermochten, wenn sie, ein Liedchen trällernd, leichtfüßig durch das Dorf schritt, und manch ein Burschenaug' blieb, länger als nötig, an ihrer schlanken Gestalt hängen. Den ältern Leuten paßte zwar ihr Frohmut nicht recht. Es war Krieg im Land. Fast täglich brachten Boten Nachrichten von Plünderungen, von Mord und Brand, und nachts sah man die Feuerröte aus dem nahen Elsaß von den Wolken widerscheinen. Da verging einem das Singen. Eines Tages erschien in Gansingen eine Abteilung Panduren, Krieger mit martialischen Knebelbärten und verlangten Quartier. Ohne lang zu fragen, suchten sie sich die passenden Häuser aus und die Leute hatten ihnen Essen und Trinken vorzusetzen, was sie vermochten. Der Anführer aber, ein junger Obrist, nahm Wohnung im Pfarrhaus, wo er es sich einige Wochen wohl sein ließ. Bald munkelte man dies und das, die Panduren seien nicht wegen den Gansingern so lange da, sondern wegen der lustigen Köchin, die wisse dem heißblütigen Offizier gar schön zu tun und hätte ihn ganz in ihrer Gewalt. Der Dorfschmied aber sagte: „Eine, die's mit einem Soldaten hat, ist keinen Schuß Pulver wert.“

Ein paar Tage darauf brachte ein Pandur dem Schmied seine Hakenbüchse. Ein Schuß war stecken geblieben und er sollte ihn wieder herausbrennen. Wie er an der Arbeit war, krachte es plöz-

lich, und gleichzeitig hörte man draußen auf der Gasse einen furchtbaren Schrei. Wie die beiden hinausstürzten, lag draußen die Pfarrköchin in ihrem Blute, tot. Sie war in dem Moment, als der Schuß losging, an der Schmiede vorbeigegangen und mitten ins Herz getroffen worden. Der Schmied betrachtete sie eine Zeitlang stumm. „Sie war doch noch einen Schuß Pulver wert“, mußte er sagen.

Nach Bircher

58. Der dreibeinige Hase in Ober-Büren.

Am helllichten Tage sah der Wagner in Ober-Büren einst einen Hasen, der auf drei Beinen lustig um ihn herum hüpfte. Der Mann, dem ein Geruch von Hasenpfeffer durch die Nase strich, warf die rotglühende Eisenstange, die er gerade bei der Hand hielt, nach ihm. Im selben Augenblick rief ihm ein Nachbar aus dem Läuferlein zu: Um Gotteswillen, laß den Hasen, sonst passiert dir ein Unglück. Wie sich der Wagner umwandte, war der Hase verschwunden; lange suchte er nachher sein Eisen, er fand es nicht mehr.

Dieser Hase trieb sich im Oberdorf zu Büren früher häufig herum, in vielen Ställen richtete er allerlei Unfug und Unglück an und neckte gern Unerfahrene.

Ein rüstiger Bursche ging im Heuet um vier Uhr auf eine Wiese, um zu mähen. Wie er vom Weg auf das Grundstück einbog, hüpfte der Hase auf ihn zu. Der Bursche schlug mit der Sense nach dem kampflustigen Tier, dieses sprang übermütig in die Höhe und über die Sense und floh. Kaum hatte der Mäher aber einige Schritte getan, so stellte sich ihm der Hase von neuem entgegen. Wiederum griff jener zu seiner Sense, sodaß das Untier sich schließlich entfernte und auf einmal verschwunden war. Im gleichen Augenblick erhob sich aber ein so schreckliches Tosen, Bersten und Krachen, als ob das ganze Tal zusammenstürzen wollte, und als der junge Mann auf seine Wiese kam und mit seiner Sense zum Schwung ansetzte, war diese stumpf und verdorben und alles Weizen und Fluchen nützte nichts.

Als einst in der Ledergasse zu Gansingen (dieser Ort hatte früher Jahrmärkte), ein Knabe gestorben war, kamen am Abend die Nachbarn und Verwandten zur Totenwache, um an der Bahre für die Seelenruhe des Verstorbenen zu beten. Es war aber gerade Sommerszeit und heiß und da setzten sich die Betenden vor das

Haus, um die kommende Abendkühle zu genießen. Wie sie so andächtig den Rosenkranz durch die Finger gleiten ließen, sprang auf einmal der dreibeinige Hase unter sie. Natürlich hatte das Beten einstweilen ein Ende. Jedermann haschte nach dem drolligen Tier. Doch dieses hüpfte neckisch vor das Haus einer Nachbarin, welche gerade vor der Türe saß, machte possierlich das Männchen und verschwand plötzlich unter so großem Getöse, als ob sich die Erde aufgetan und es in ihr versunken sei.

Der Geisterhase erschien aber nicht immer in der gleichen Gestalt, bisweilen liebte er es, sich als dreibeiniges Reh zu zeigen. Einst kam er lechzend und aus dem Munde schäumend, als ob er vom Durst gequält und von Hunden gejagt wäre und trank aus dem vollen Brunnentrog. Die Bauern wuschen nun den Trog sorgfältig aus und hüteten sich, ihr Vieh daran zu tränken, bis zur Fastenzeit. Dann ließen sie sich einen Kapuziner aus Laufenburg kommen, der den Brunnen von neuem einsegnete und weihte.

Als die Panduren in Gansingen und Büren einquartiert waren, kamen einst auch zwei Soldaten von Gansingen nach Büren herauf, als eben der dreibeinige Hase aus einem Stall kam. Die Hunde griffen sogleich den Hasen an, doch dieser setzte sich, gar nicht nach Hasenart, zur Wehr. Die Tiere balgten und bissen sich herum, bis der Hase plötzlich verschwand, ohne daß die Männer, welche zuschauten, begreifen konnten, wohin er gekommen. Das Merkwürdige aber war, daß kein einziger Hund aus dem Kaufhandel auch nur die geringste Wunde davontrug.

Gefürzt nach Bi. 73

59. Das Strohheil.

Wiß gnappet mit em Schwanz,

Verkündet dur si G'schrei de Lütthe Furcht und Schräcken.

Die Elster nistet auf Donars Bäumen, ihr Geschrei ist unheilverkündend, deshalb sagt schon der Volksreim in Kaisten:

Aegerste du Rättsch,

di Mueter isch e Häz!

Was mi agot söll di agoh,

Aegerste du Häz.

Ein Mann in Büren hatte nahe bei seinem Hause einen Nußbaum, auf welchem diese unheimlichen Vögel ihr Nest gebaut hatten. Thres ewigen Krächzens müde, fragte er einen Schwarzkünst-

ler um Rat, wie er diese unangenehmen Nachbarn ungeschadet vertreiben könne. Der Zauberer riet ihm, ein Strohband zusammenzuflechten, dieses ins Kamin zu hängen, mit Wachholderstauden zu räuchern, und dann früh morgens vor Sonnenaufgang um den Nußbaum zu binden. Innert drei Tagen werden dann die Elstern den Baum verlassen. Der Mann befolgte den Rat getreulich, doch kaum hatte er das Strohseil um den Baum gebunden, so fingen die Vögel ein großes Gerätsch an. Ein Sturmwind fegte über das Tal und fegte das ganze Strohdach weg. Volksmund und Bi. 75

60. Der Tannhupper im Grünschholz.

Das Grünschholz liegt zwischen Galten und Büß. Dort hatte im Mittelalter das Geschlecht derer von Grünenberg Wohn-, Weid- und Pfandrecht, bis infolge eines Streites Galten die Ansprüche und Rechte jener Herren um 5 Taler zurückkaufte. Als später die Edlen von Rolle ihr Schloß zu Bernau neu aufbauten, holten sie hier aus dem schönen Tannenbestand das erforderliche Bauholz, ohne der Gemeinde Galten etwas dafür zu bezahlen, ja ohne auch nur darum anzufragen. Es entstand darob freilich ein Streit, allein das Ende war wie gewöhnlich, wenn Große und Kleine miteinander händeln, die Galtener bekamen nichts.

Von dieser Zeit an fing in diesem Walde ein ungeheurer Tannhupper an sein Unwesen zu treiben und hup! hup! rufend betrunkenene Wanderer nächtlich zu schrecken, bald in Gestalt eines kleinen Männchens oder eines Vogels, bald als Esel mit feurigen Augen.

Einst kehrten zwei Schneider von Galten, welche in Büß gearbeitet und wohl auch mehr als ein Gläschen Brantwein zu viel getrunken hatten, nachts nach 11 Uhr nach Hause. Schon von weitem hörten sie das hup, hup! des unheimlichen Gastes, aber der Brantwein hatte ihren Schneidermut gehoben und sie verlachten den einfältigen Huper. Der aber stand plötzlich vor ihnen, ergriff den einen mit den Klauen, zerkrachte ihm tüchtig das Gesicht und trug ihn auf den Guglihügel, wo er ihn unter der Linde absetzte. Dort mußte der gute Schneider warten, bis in der Morgendämmerung die Betzeitglocke von Sulz ertönte, und er anfang, den englischen Gruß zu beten. Da kam er erst zur Besinnung und kehrte heim. Sein Gefährte dagegen war nach Galten gerannt, und hatte Lärm gemacht, allein niemand wollte zur Rettung des Schneiders

ausziehen, sondern jeder legte sich wieder auf's andere Ohr und schlief fort.

Ein andermal wollte ein Dachdecker von Büß abends durch das gefürchtete Grüns Holz nach Galten, und sah da, beim schmalen Stegli, den Hupper auf einem Tannstrunk stehen; unheimliches Feuer strahlte aus seinen Glühäugen und hup, hup! schrie seine heißere Stimme. Der Dachdecker eilte nach Büß zurück und kehrte erst am dritten Tag, und zwar am hellen Morgen und auf einem anderen Weg heim nach Galten.

Dieser Dachdecker war indessen noch nicht der letzte, der vom Tannhupper geängstigt wurde. Einst saßen zu Rheinsulz fünf handfeste Gansinger etwas lange am Wirtstisch, es war noch unter österreichischer Herrschaft, und sie hatten an der Verbesserung der Straße im Frondienst gearbeitet. So kamen sie ziemlich spät, mutwillig und über den Tannhupper spöttelnd, ins Grüns Holz. Auf einmal ließ sich das schauerliche hup, hup! hören, sodaß mancher, trotz des Weines etwas stiller wurde. — Als nun aber der Hupper gar näher kam und sie mit seinen Feueraugen angloßte, warfen sie Schaufel und Pickel weg, und flohen nach allen Seiten auseinander. So fanden sie Zeit, das Räuschlein zu verlaufen, denn sie verirrten sich alle im Wald. Die Werkzeuge aber blieben verloren und man glaubte allgemein, der Tannhupper hätte sie gefressen.

Früher wurde Gansingen durch einen Dogt und zwölf Richter regiert. Einer dieser Richter mußte einst auch Geschäfte halber nach Laufenburg, und konnte erst nachts den Rückweg nach Büren wieder antreten. Unglücklicherweise verirrte er sich, obwohl er den Weg recht gut kannte, und als er ins Grüns Holz kam, bis zum Kaibengraben, tönte ihm schon das gefürchtete hup, hup! entgegen. Erschrockenen Herzens kam der Richter bis zu einem gewissen Baum, da saß der Tannhupper als Esel und rief hup, hup! „Halt Richter, du bist der Rechte, der mir in die Klaue kommt.“ Zwar gelang es dem Richter zu entfliehen, er eilte Büren zu. Als er aber auf die Sinzenmatte kam, sah er die Hexeneiche schloßähnlich erleuchtet und in der zu schimmernden Sälen verwandelten Krone rauschte wahre Zaubermusik. Außer Atem eilte der von neuem erschreckte Richter der Galgenmatt zu, wie er sich aber einen Augenblick umsah, glaubte er, drei volle Laubsäcke rollen ihm auf dem Fuße nach. In Todesangst merkte er nicht, wie er den Weg nach seinem Hause verfehlte, sondern rannte der Winterhalde zu. Als er endlich auf der Höhe ankam, waren die Laubsäcke zurückgeblieben

und aufatmend sagte er: Gott Lob, den Berg hinauf haben sie nicht Schritt halten können. Noch war aber seine Irrfahrt nicht zu Ende, er schweifte von da an im Lichtholz und auf dem Horn herum, kam in die alte Steinschanze und ruhte endlich todmüde auf dem Stockacker aus, bis ihm die Morgen Sonne ins blasse Antlitz lachte und ihm auf den Heimweg leuchtete.

Der Tannhupper war übrigens ein tüchtiger Bannwart, den die Holzfrevler fürchteten; mancher hatte schon seine Art an eine schöne Eiche oder Tanne gelegt und floh entsetzt davon, wenn der feueräugige Tannhupper erschien. So kam es, daß selbst die Ortsbehörde sich scheute, in diesem Walde Holz schlagen zu lassen, sodaß mit den Jahren ein prächtiger Forst entstand, mit riesigen Tannen und Eichenstämmen, der dann in Zeiten der Not, als im Jahre 1829 fast ganz Galten abbrannte, trotz des Tannhoppers, das Holz zum Wiederaufbau lieferte.

Gefürzt nach Bi. 52

61. Der große Ziegenbock bei Büren.

Der Verbindungspfad zwischen Gansingen und Büren war früher ein schmaler Fußweg, und führte längs dem dort ins Tal hinabmurmelnden Dorfbach. Nur bei einem kleinen Stück Hanf- oder Bündtland, wo der Bach einen Bogen macht, entfernte sich der Pfad und ging gerade durch das Land hindurch, bis er nach etwa zwanzig Schritten bei einem Gatter, der den Eingang in jenes Landstück verschloß, ausmündete und auf der anderen Seite das Bachhorn weiter begleitete.

Dieser Bach- und Flußpfad diente einem zottelhaarigen, großen schwarzen Ziegenbock zu seinen gewöhnlichen Spaziergängen, um unter dieser oder jener Form die Talbewohner zu schrecken. Bald erschien er in der Gestalt eines Pferdes oder Esels, bald als Eber mit Feueraugen oder als Schwein vor einen kleinen Wagen gespannt; bisweilen wurde er auch als riesiger Mann gesehen.

Er hatte verschiedene Lieblingsplätze, besonders gern verweilte er im Oberdorf zu Gansingen, unter einer großen Eiche nahe bei des Stolzen Haus und ging dann von da bis zu jenem Hanfland hinab, wo er unter dem Steg einen Sitz suchte. Nicht minder gern hielt er sich in des Schupfen Matten unter den Weißtannen in Unterbüren auf. Trat Sturm und Ungewitter ein, begab er sich in die sog. Dorchölle (eine Häusergruppe zwischen Ober- und Nieder-

büren) zum großen Steg und unter die großen Linden, in den Elendsmatten. Hier trieb er sein Unwesen so arg, daß sogar der Bauer Josef Knecht sein Haus verkaufte und nach Unter-Büren zog. —

Zur Sommerszeit weidete der Bock auf der Klausenmatte und niemand wagte auf derselben Gras oder Heu zu sammeln, aus Furcht, von dem ungestümen Bocke angegriffen oder vertrieben zu werden, wie es drei Husaren aus dem Regimente Lichtenstein erging, welche in Gansingen einquartiert wurden und der Volksfrage zum Trotz ihre Pferde hier weiden ließen. Sogleich erschien der Bock in der Gestalt eines riesigen Mannes, mit einem Wispen (Bindbaum) in den Händen und drang auf die frechen Eindringlinge ein, und diese, welche schon manchem Feind furchtlos ins Auge geblickt hatten, suchten rasch das Weite, und waren froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Einst führte ein Bauer von Büren dem dortigen Steinhauermeister einen Wagen voll Steine nach dem Schloß Bernau; beide Männer kehrten am Abend nach Büren zurück. Als sie bei jenem Hanfland ankamen, hörten sie ein sonderbares Getöse und erhielten beide zugleich einen so furchtbaren Stoß, daß beide etwa zwanzig Schritt vorwärts taumelten und der Meister fiel sogar in den Bach. Der andere wollte ihm helfen, fiel aber selbst hinein und beide mußten nun den Bach hinaufwaten, bis nach Büren, wo ihnen der alte Müller Stephen endlich heraushalf. Viele Schnitter, die in der an den Bach angrenzenden Zelg Korn schnitten, ließen die Sichel ruhen und schauten verwundert diesem seltsamen Schauspiel zu.

Die Weißtannen, wo sich der Bock am liebsten aufhielt, waren schon uralt und nach der Volksfrage schon über 200 Jahre in gleicher Größe dagestanden. Elstern bauten in den düsteren Kronen ihre Nester und schreckten durch ihr Geschrei die umwohnenden Leute. Anfangs des letzten Jahrhunderts wagte endlich ein Besitzer, die Tannen umzuhauen; sie fielen, allein vergebens bemühte man sich mit drei Stieren die mächtigen Stämme fortzuschleppen. Man mußte erst den großen starken Fleck von Büren, den besten Farren im Tal, holen und dann erst gelang es, die ehrwürdige Tanne vom Plaze zu schleppen und nach Gansingen zu führen. Seither ist auch der Geist nie mehr gesehen worden. Gefürzt nach Bi. 73

Anmerkung für den Buchbinder:

Dieser erste Teil der „Volksagen aus dem Fricktal“ wird entweder:

an den Schluß des Jahrgangs 1935 vom „Jura zum Schwarzwald“ geheftet oder

mit den 2 später weiter erscheinenden Sonderdrucken „Volksagen aus dem Fricktal“ zusammengebunden.

Umschlagdecken sind erhältlich bei dem Kassier unserer Vereinigung, Herrn Schraner, Rheinfelden (Schweiz), oder im Verlag P. Krauseneck, Rheinfelden (Baden).

(Beim Binden dieses Blatt abtrennen.)